

Stern der Neger

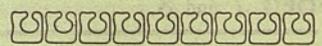
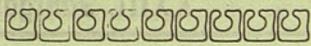


Katholische Missions-Zeitschrift

der Söhne des heiligsten Herzens Jesu

Organ des Marien-Vereines für Afrika und
des Theologen-Missions-Verbandes Österreichs

Erscheint monatlich einmal und kostet jährlich mit Post 4 K. - 3 M. - 3 Lire



Wichtige Mitteilung 73. — Nachrichten aus unserer Mission 74. — Korrespondenz Afrika 75. — Christentum und Freiheit 80. — Die Bohnen des Signor Fatineki 85. — Nachrichten des Theologen-Missions-

verbandes Oesterreichs 89. — Der Missionsturs für Sprachwissenschaft und Völkerkunde in St. Gabriel 95. — Abbildungen: Negertrachten 88. — Ein zerführter Ameisenhaufen 87. — Ein Zauberer 91.

Liebe Leser!

Schriftleitung und Verwaltung des „Stern der Neger“ befinden sich nunmehr im **Missionshaus Messendorf bei Graz, Steiermark, Osterreich.**

Geldsendungen

mittels Postanweisung, Briefe und Zuschriften sind mit der obgenannten neuen Adresse zu versehen; ebenso Tauscheemplare und Bücher, die im „Stern“ besprochen werden sollen.

Deutsche Glaubensboten

haben die Missionstätigkeit am Nil wieder aufgenommen. Ein Trupp von Missionären steht zur Abfahrt bereit. Wer hilft wacker mit, für die ausziehenden Apostel

Reisegeld und Ausrüstungskosten

zu bestreiten? Missionsfreunde! Talentierte Knaben sollen zu Missionspriestern herangebildet und die heimischen Missionsinstitute instand gesetzt werden, ihre hohen, heiligen Aufgaben auch unter den gegenwärtigen schwierigen Zeitverhältnissen zu erfüllen. Darum

Unterstützet freigebig das Missionshaus!

Obwohl die Papierpreise und Arbeitslöhne fortwährend steigen, haben wir uns bisher nicht entschlossen, das Abonnement unserer Zeitschrift zu erhöhen, in der Hoffnung, daß vermögende Leser aus eigenem Antrieb größere Beträge einsenden, damit wir den

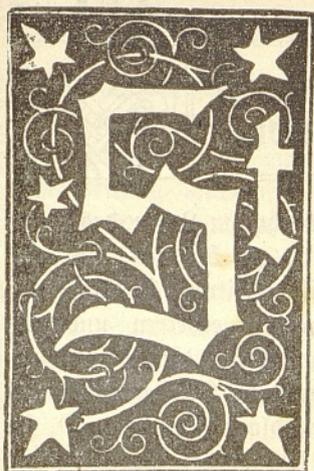
Stern der Neger

in der gegenwärtigen Wirtschaftskrise erhalten und zweckmäßig ausgestalten können.

Edele Missionsgönner und Wohltäterinnen! Werbet für den „Stern der Neger“ bei Freunden und Bekannten und sendet die Adressen neugewonnener Abnehmer sogleich, in deutlicher Schrift, an das

Missionshaus Messendorf bei Graz
Deutschösterreich.

Das Gabenverzeichnis folgt in der nächsten Nummer.



Stern der Neger.

Katholische Missionszeitschrift

der Söhne des heiligsten Herzens Jesu
(Organ des Marien-Vereines für Afrika) und des
Theologen-Missions-Verbandes Österreich

Dient vornehmlich der Unterstützung und Ausbreitung der Missionstätigkeit der Söhne des heiligsten Herzens Jesu und sucht Verständnis und werktätige Liebe des Missionswerkes in Wort und Schrift zu fördern.

Das Arbeitsfeld dieser Missionäre ist der Sudan (Zentral-Afrika).

Der „Stern der Neger“ erscheint monatlich und wird vom Missionshaus Messendorf bei Graz, Steiermark (Deutschösterreich) herausgegeben.

Abonnementspreis ganzjährig mit Postversendung 4 K — 3 Mk. — 3 Lire.

Der Heilige Vater Papst Pius X. hat der Redaktion, den Abonnenten und Wohlfürern den apostolischen Segen erteilt. Für die Wohlfürer werden wöchentlich zwei heilige Messen gelesen. Mit Empfehlung der hochwürdigsten Oberhirten von Brixen, Brünn, Leitmeritz, Litz, Olmütz, Marburg, Orient, Triest und Wien.

Heft 7 und 8.

Juli — August 1920.

XXIII. Jahrgang.

Wichtige Mitteilung!

Die Redaktion des „Stern der Neger“ befindet sich seit 1. Juli in unserer Missionsniederlassung Messendorf bei Graz, Deutschösterreich. Da Italien im November 1918 Südtirol bis zum Brennerpaß besetzt hat, liegt nun auch unser Missionshaus Mailand bei Brixen innerhalb des okkupierten deutschen Gebietes. Daraus ergaben sich, wie die werten Leser wissen, vielfache Schwierigkeiten im Post-, Personen- und Geldverkehr. Um diese Hindernisse zu beheben, entschlossen wir uns, die Schriftleitung des „Stern der Neger“ nach Messendorf zu verlegen. Wir bitten deshalb, künftighin alle Briefe und Zuschriften, welche an die Redaktion des „Stern der Neger“ gerichtet sind, mit der obgenannten neuen Adresse zu versehen. Geldsendungen mittels Postanweisung sollen nach Messendorf adressiert werden. Wir werden ehebaldigst ein neues Post-scheckkonto eröffnen. Inzwischen wolle man sich bei Überendung von Missionsgaben und Abonnementsbeträgen noch der bisherigen Schecks oder Zahlkarten bedienen.

Die Schriftleitung des „Stern der Neger“

Missionshaus Messendorf, Post St. Peter bei Graz, Steiermark

(Deutschösterreich).



Nachrichten aus unserer Mission.



Es ist den Lesern des „Stern der Neger“ bekannt, daß unsere deutschen Patres und Brüder während des Krieges größtenteils im Gefangenenlager Sidi Bishr bei Alexandrien interniert waren. Vier Jahre haben sie dort das bittere Los der Gefangenschaft erduldet und täglich das Ende des Krieges ersehnt, um auf ihre verlassenen Missionsstationen zurückkehren zu können. Doch der schwarze Tag von Versailles schien ihre Hoffnungen für immer zu begraben. Aber die Flamme heiliger Begeisterung erlosch nicht in den Herzen der Missionäre. Sie ließen den Mut nicht sinken und wandten, so weit es von ihnen abhing, alle Mühe auf, um ihr Ziel zu erreichen. Der Erfolg krönte ihren apostolischen Eifer.

Als nämlich im Herbst 1919 türkische Schiffe in den Hafen von Alexandrien einliefen, um die Glaubensboten gleich den übrigen Gefangenen in die Heimat zu befördern, erhielten einige der Unsern die Erlaubnis, in Aegypten verbleiben zu dürfen. Durch Vermittlung des Bischofs Geyer konnten jene Patres und Brüder kürzlich nilaufwärts segeln und den Sudan wieder betreten. Die englische Kolonialregierung hat auch mehreren Missionären, welche durch die Kriegereignisse in Europa festgehalten wurden, sowie einer kleinen Anzahl neugeweihter Priester die Bewilligung erteilt, die unterbrochene Missionstätigkeit im Sudan wieder aufzunehmen. Damit hat die Landesregierung die Kulturarbeit der Glaubensboten und die korrekte Haltung derselben gewissermaßen anerkannt.

Zu Beginn dieses Jahres hat Bischof Geyer die Missionsgründungen im Schilluklande besucht und neue Weisungen für die Wiederaufnahme der Arbeit gegeben. Er

selber hegt die Absicht, im Laufe des Sommers nach Europa zu kommen, um mit der obersten Missionsleitung in Rom die Lage der Mission zu erörtern und sich nach Mitteln umzusehen, die es ihm ermöglichen, das gesamte Missionswerk auf eine breitere Grundlage zu stellen.* Zu seinem Provikar hat er den hochwürdigen P. Bernhard Kohnen, den Mitbegründer und langjährigen Leiter der Mission in Tonge, bestellt. Der unseren Lesern bekannte Missionär wurde als der letzte aus dem Gefangenenlager in Sidi Bishr entlassen und ist im April in Khartum eingetroffen.

Die zurückgekehrten Missionäre wurden von den Schillukchristen mit großer Freude aufgenommen. Mehrfache Schäden, welche die Missionsgebäude aufwiesen, werden dank der Mithilfe und Arbeitsfreudigkeit der Eingeborenen bald behoben sein.

Die lange unfreiwillige Muße, welche die Missionäre im Gefangenenlager hatten, benützten sie eifrigst zur Erweiterung und Vertiefung ihrer Sprachkenntnisse, um nach Eintritt des Friedenszustandes eine reichere Frucht auf dem Missionsacker der Heidenwelt zu ernten. Der hochw. P. Daniel Kauczor schrieb eine Grammatik der „Bergnubischen Sprache“, welche von der Akademie der Wissenschaften in Wien gedruckt wurde und dieser Tage in Kommission bei Alfred Hölder, Wien, erschienen ist.

Auch ein großes Wörterbuch und eine ausführliche Grammatik der Schilluksprache sind nahezu fertiggestellt. Das wesentliche Material zu diesen Werken hatte der leider allzufrüh verstorbene P. Wilhelm Panholzer gesammelt. Während

*) Bischof Geyer ist mittlerweile in Deutschland angetommen.

der Gefangenschaft in Sidi Bishr hat der hochw. P. Jakob Lehr das gesamte Material neu gesichtet und einer durchgreifenden Umarbeitung unterzogen. Es dürfte aber bis zur Herausgabe dieser Werke noch eine längere Zeit verstreichen. Ueberdies haben die Missionäre den Katechismus und eine Anzahl Schulbücher in verschiedenen Neger-sprachen abgefaßt. Die Drucklegung dieser Unterrichtsbehelfe übernahm die bischöfliche Missionsdruckerei in Khartum. Die Leser ersehen aus diesen Beispielen, wie sehr unsere Missionäre sich Mühe gegeben haben, auch in der öden, freudlosen Gefangenschaft noch für das Heil der Negervölker tätig zu sein.

An der Schwelle einer neuen Zeit stehend, danken wir der göttlichen Vorsehung, daß sie uns trotz der kirchenfeindlichen Missionsbestimmungen des Versailler Friedensvertrages die Mission am Nil und seinen Zuflüssen erhalten hat, damit so viel Geld

aus Oesterreich und Deutschland, so viel Schweiß und so manches junge deutsche Priesterleben nicht umsonst geopfert worden sind. Wir zweifeln auch nicht daran, daß es in unserem verarmten und verelendeten Vaterlande noch manche hochherzige, geldkräftige Katholiken gibt, die es für ihre Ehre und Pflicht ansehen, mit den ihnen zu Gebote stehenden Mitteln nicht bloß an der Glaubensbehütung in der Heimat, sondern auch an der Glaubensverbreitung in den Heidenländern verständnisvoll mitzuwirken. Da aber wegen unserer Valutanöten Geldsendungen in die überseeischen Gebiete augenblicklich nicht ratsam erscheinen, so wolle man um so freigebiger die einheimischen Missionshäuser bedenken, damit sie sich nicht bloß knapp über Wasser halten, sondern auch in der Lage sind, eine neue Missionstruppe heranzubilden. Möge das Walten der Vorsehung auch unserem Institute edelmütige Gönner erwecken! W.



Missions-Nachrichten (Korrespondenz „Afrika“).



Berufstreue in großer Armut.

P. Torrend aus der Gesellschaft Jesu schrieb am 16. Juli 1919 aus der Mission Kasji an die Petrus-Claver-Sodalität: „Ich mußte meine Schulen schließen, ich bin ohne Talar, ich mußte Schulden machen, um Meßwein, Kerzen für den Altar und Petroleum für die ewige Lampe kaufen zu können. Anstatt Reisen zu machen, um meine zerstreuten Christen und Katechumenen zu ermutigen und zu belehren, muß ich meine Zeit mit dem Pflanzen und Säen von Kartoffeln zubringen. Meinen eifrigen Katechisten, die auf eine Belohnung rechneten, wenn sie mir wohlunterrichtete Katechumenen zuführten, mußte ich immer wieder

sagen, daß ich keinen Heller habe. Das wird mir am schwersten, wenn ich sehen muß, wie diese Missionsarbeit, die so gut im Gange war, nun so darunter leidet.

Man sagt mir, es sei meine Schuld, daß ich jetzt mittellos sei, nachdem ich früher reiche Almosen erhalten hätte, und daß ich es doch so machen solle wie andere. Es ist etwas Wahres daran. Wenn ich das Geld, das mir für die Ausbreitung des Evangeliums gesendet wurde, für so und so viele Zinsen auf die Bank legte; wenn ich meine beste Zeit dazu verwenden würde, mit den Lesern der Zeitungen die großen Tagesneuigkeiten zu besprechen, für die großen Tagesblätter lange Artikel zu schreiben,

und wenn ich dabei die Verachteten dieser Erde in ihrem Elende ließe, um zu den Gebildeten zurückzukehren, — wenn ich so handeln wollte, wie die Weltmenschen, dann, das weiß ich wohl, würde ich immer etwas Geld zurücklegen können, man würde mich wie einen Herrn gekleidet sehen; ich würde der Freund aller Weißen sein, sowohl der Namenskatholiken als auch der Protestanten und Freimaurer.

Das wäre ganz schön, aber die Kraft, die mich antreibt, sagt mir nicht, daß ich so handeln solle. Sie sagt mir vielmehr, den Armen das Evangelium zu verkünden, mein Brot mit den Hu grigen zu teilen, den Dürstenden zu trinken zu geben, mich nicht in Prachtgewänder zu kleiden inmitten der Armen und Ausfägigen, die nichts haben, als einen alten Fegen, um sich gegen die Kälte der Winternächte zu schützen, die Unwissenden zu belehren, den kleinen Kindern, die ich getauft habe, das Vaterunser in ihrer Muttersprache zu lehren, mit allem Eifer die Sprachgeheimnisse einer Rasse zu ergründen, die die unwissendste ist, die ich jemals gesehen habe, und zu trachten, die Grundwahrheiten der Religion in dieser Sprache zu erklären, den Abkömmlingen der alten Christen in Europa offen und klar zu sagen, daß sie ihre Güter mit denjenigen teilen sollten, die noch im Todeschatten sitzen usw. Und wenn ich auf diese mächtige Stimme höre, die man mich anzubeten lehrte, wie sollte ich nicht entblößt sein inmitten der Entblößten?

Ich zähle fest darauf, daß die St. Petrus-Claver-Sodalität es nicht zugeben wird, daß die kleine Christengemeinde zugrunde gehe, die ich mit ihrer Hilfe unter Mühsalen gründete und zu vergrößern bemüht war während so langer Jahre.“ — Milde Gaben für P. Torrend sende man an die St. Petrus-Claver-Sodalität, Salzburg, Claverianum, Dreifaltigkeitsgasse 19.

Prüfungen der Mission in den Gallasländern.

Bischof Jarousseau, der Apostolische Vikar der Gallasländer, schreibt unterm 12. September 1919 an die Petrus-Claver-Sodalität: „Die ansteckenden Krankheiten, die in den letzten Jahren unter verschiedener Gestalt ihre Verheerungen unter uns anrichteten, haben fünf weitere teure Menschenleben gefordert. Unter diesen sind zu meinem Schmerze zwei Eingeborene, die zum Priesterstande herangebildet worden waren. Es sind dies Abbé Elias, der bereits seit sieben Jahren Priester war, und Abbé Paul, der vor zwei Jahren die Subdiakonsweihe empfing. Mit den beiden Dahingegangenen ist die Zahl der Todesfälle aus der Lehrerschaft der Mission in kurzer Zeit auf 11 gestiegen. Alle Missionäre, europäische sowohl als auch die eingeborenen, die uns in letzter Zeit durch die Hand der Uebelthäter und durch Krankheiten entrissen wurden, waren von ausgezeichnetem Charakter und standen in den besten Jahren. Unser verehrter P. Julius-Maria, der am 6. März 1919 in der Mission Minne grausam ermordet wurde, war erst 45 Jahre alt; der eifrige und geliebte Bruder Marzellinus, der am 26. April in Harar starb, zählte 41 Jahre. Dieser eifrige Bruder hatte als Begleiter des ermordeten P. Julius-Maria mit großem Eifer den Katechismus in der Mission Minne gelehrt und eine große Anzahl Heiden bekehrt. Abbé Elias starb im Alter von 34 Jahren. Schon in seinem vierten Lebensjahre war er mir in Arcalla anvertraut worden in den ersten Jahren meiner apostolischen Wirksamkeit. Ich hatte an diesem jungen eingeborenen Priester, der mit großer Klugheit geziert war, einen kostbaren Gehilfen bei Abfassung von Schreiben und Briefen in abessinischer Sprache, und sein Verlust ist ein schwerer Schlag

für mich. Aber ich lebe in der Hoffnung, daß der liebe Gott, der alle Dinge zum Besten zu lenken weiß, auch diesen Verlust wieder ausgleichen wird."

Zum Kriege in Ostafrika.

P. Donders aus der Gesellschaft der Weißen Väter berichtet einige interessante Tatsachen über den Krieg im ehemaligen Deutsch-Ostafrika in einem längeren Schreiben an die Petrus-Claver-Sodalität vom 15. Oktober 1919: „Die belgischen Truppen rückten von drei Seiten heran; die deutschen Truppen unter dem tapferen Hauptmann Wintgens mußten sich in südlicher Richtung zurückziehen, um nicht vom Rest der Kolonie und der Hauptmacht abgeschnitten zu werden. Am 6. Mai 1916 zogen die belgischen Truppen in Kigali, dem Sitz des deutschen Residenten, ein. Der Resident, Hauptmann Wintgens, zog sich mit seinen geringen Truppen kämpfend zurück, und bald waren Ruanda und Urundi in der Hand der kongolischen Truppen. Zuerst hatte Hauptmann Wintgens angeordnet, wir Missionäre mußten uns sämtlich vor den anrückenden Belgiern zurückziehen, aber im letzten Augenblick wurde dieser Befehl widerrufen. Unsere Missionen waren damit einer großen Gefahr entgangen. Unsere Christen hätten

wohl kaum verhindern können, daß alles ausgeplündert und zerstört wurde, wie es auf den protestantischen Stationen nach Abzug der Missionäre der Fall gewesen ist. Diesen auffallenden Schutz von oben schreiben wir mit aller Bestimmtheit der lieben Gottesmutter zu, der wir die Mission jedes Jahr aufs neue weihen und zu der wir in diesen hangen Tagen so flehentlich gebetet

hatten. Die belgischen Militärbehörden haben sich uns Missionären gegenüberdurchaus ritterlich gezeigt; im großen ganzen blieb alles beim alten und die kongolischen Offiziere haben viel dazu beigetragen, daß wir uns seither über Wasser halten konnten. Wohl fast jeder dieser Herren ließ seine Gabe zurück auf den Stationen, die er berührte. Die belgischen Ärzte nahmen sich der kranken Missionäre und Schwestern an, besorgten die notwendigsten Medikamente in Krankheitsfällen und waren während der Epidemien, die der Krieg

im Gefolge hatte, überall zur Stelle, wo rasches Eingreifen nötig war."



Eine der Ägyptischen Plagen.

P. Sales von den Missionären „della Consolata“ gibt als Augenzeuge eine lebhafteste und anschaulichste Schilderung über das Vorüberziehen einer Heuschreckenwolke. Er berichtet an die Petrus-Claver-Sodalität:

„Heute morgen um 9 Uhr, als über uns noch der blaue, wolkenlose Himmel strahlte, begann sich nördlich von uns, dem ganzen Leikipia entlang, eine drohende schwarze Wolke am Himmel zu zeigen. „Dort muß die Sündflut hereingebrochen sein,“ sagten wir Neulinge; aber die Älteren blieben stehen, schärften ihren Blick und sagten ernst: „Da haben wir's; da sind sie.“ Was, diese ganze, ungeheure Wolke sollten Heuschrecken sein? Ja, in der Tat. Seht ihr's, wie die Wolke mit jeder Minute wächst und eine bestimmtere Form annimmt? Paßt auf, die Vorhut! Jetzt kommen sie in hellen Scharen, immer mehr und mehr, alles wimmelt davon. Unterdessen wächst die dunkle Wolke ins Ungeheuerliche, wie man mit bloßem Auge sehen kann; schon hat sie den Rücken des Kenya erreicht und kommt näher und näher. Millionen und Millionen lebender Wesen wimmeln in unbeschreiblichem Durcheinander über unsern Häuptern und ein Brausen ist vernehmbar wie von einem dahersahrenden Orkane. Jung und alt, alle kommen aus ihren Hütten und geben ihren Gefühlen in Worten Ausdruck. Man schlägt die Trommeln, schreit und heult in unbeschreiblichem Durcheinander: „Die Heuschrecken sind da! Es rette sich, wer kann!“ Und die schwarze Masse steht über uns, furchtbar wie ein Hagelwetter, drohend wie eine Schar kleiner, mächtiger Plagegeister. Es ist ein Getöse wie beim Entladen eines Ungewitters, wie das Rauschen der Waldbäume, die vom Sturme hin und her gepeitscht werden, wie das Tosen eines Wildbaches und das Brausen eines Stromes, der über seine Ufer tritt und die Dämme zerreißt. Im Zimmer herrscht tiefe Nacht. Geht man hinaus, so schlagen die Heuschrecken einem ins Gesicht, schwirren um die Ohren und verursachen ein Gemisch von Tönen, daß einem Hören und Sehen vergeht. Und sie ziehen vor-

über, und es kommen neue Scharen. Es sind Legionen, ja Myriaden von Legionen, Wolken über Wolken von diesen sonderbaren Wesen. Seit einer Stunde ziehen sie bereits vorüber, vorwärts getrieben von einer unsichtbaren Macht. Endlich nimmt die Dunkelheit allmählich ab. Die Wolken werden dünner und durchsichtig; nun dringt wieder ein Lichtstrahl durch, das Tosen und Brausen läßt nach, und dann ist sie vorüber, die verderbenbringende Sturmflut, um anderswo hinzuziehen, immer gierig nach Raub.

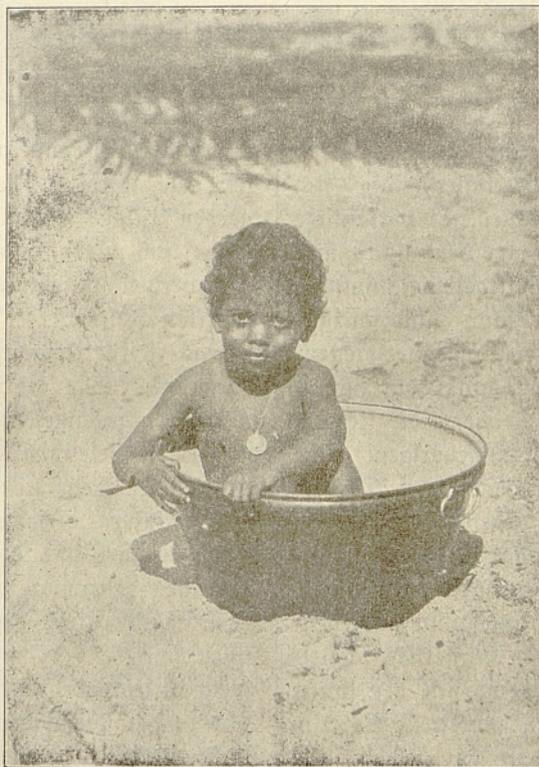
Die Heuschrecken sind eine Geißel, eine Plage. Wo sie vorüberziehen und sich niederlassen, verwüsten sie alles wie ein Heer von Mordbrennern. Die Bäume werden kahl und die Felder öde und leer, wie bei uns im Winter. Manchmal streiten sich hundert oder zweihundert Heuschrecken um ein einziges Blatt von mäßiger Größe. Auf einer einzigen Pflanze könnte man zehntausend zählen, wenn es möglich wäre. Hier in Nyeri sind sie nur vorbeigezogen, aber in Mogoiri, in Kaheti, in Schagaki und in Limuru war die Verwüstung außerordentlich groß und die Not und das Elend der armen Bevölkerung wurde dadurch noch vermehrt. Der Krieg hatte alle arbeitsfähigen Leute entführt; mehr als 15.000 Agikuyu sind durch den Krieg umgekommen und Trauer und Trübsal herrschen in jeder Familie. Dazu gesellte sich in diesem Jahre eine Trockenheit, wie sie seit Menschengedenken noch nicht vorgekommen ist; die Felder sind wie ausgebrannt und die Ernte ist vollständig vernichtet. Ich habe mit eigenen Augen gesehen, daß Neger Gras aßen wie Rühе. In manchen Gebieten sterben die Menschen vor Hunger. Die Regierung tut ihr möglichstes, aber nach sieben- undzwanzig Kriegsmonaten kann sie nicht allen so helfen, wie es sein müßte. Die Gegenwart ist traurig, aber die Zukunft ist wahrhaft schreckenerregend. Möge Unsere

Liebe Frau vom Troste den armen Agiluyus zu Hilfe kommen!

Der arme Missionär, der es wagt, seinen Brüdern in Europa bittend die Hand entgegenzustrecken, weiß zwar, daß der Krieg auch über sie Elend und Not gebracht hat, aber er kennt auch die Worte: „Gebet und auch euch wird gegeben werden!“ Ja, kommt durch Gebete und Almosen euren unglücklichen schwarzen Brüdern zu Hilfe und Gott wird euch mit Segen überschütten!“ Spenden nimmt dankbar entgegen die Petrus-Claver-Sodalität in Salzburg, Dreifaltigkeitsgasse 19.

Ein greiser Taufkandidat.

Pater Pedrano von den Söhnen des heiligsten Herzens, Missionär in Gulu (Bahr-el-Ghazal), berichtete unterm 18. August vorigen Jahres an die Petrus-Claver-Sodalität: „Es fanden die Prüfungen der Taufkandidaten statt, unter denen sich auch ein guter, ehrlicher Alter befand. Dieser konnte auf die gestellten Fragen nicht so wie die anderen antworten, da ihm vielleicht die Angst und die Aufregung das Gedächtnis getrübt hatten. Darüber geriet er immer mehr in Verwirrung, so daß der Angstschweiß ihm von der Stirne rann und reichliche Tränen aus seinen Augen strömten. Er erregte umso mehr unser Mitleid, da



er schon ein Greis war und in den vier Monaten der unmittelbaren Vorbereitung fleißig gelernt hatte. Um zu beruhigen, sagten wir ihm, daß wir ihn am folgenden Tage nochmals prüfen wollten. In Wirklichkeit kam es nicht dazu, dennoch stimmten wir alle für seine Zulassung zur heiligen Taufe. Da hätten Sie seine Freude sehen sollen! In seinem Glücke vertraute er uns an, daß er die ganze vergangene Nacht auf den Knien im Gebete zugebracht und auch seine Frau, ebenfalls eine Taufkandidatin, veranlaßt habe, mit ihm zu wachen, damit er die Prüfung bestehe.“

Noch immer Sklaverei.

P. Meyer, ein Dominikaner-Missionär in Uelle, Kongogebiet, schreibt an die Petrus-Claver-Sodalität: „Es gibt in dieser Gegend noch sehr viele Sklaven. Sie möchten gern befreit werden, besonders die Alten, aber es fehlt uns leider das nötige Geld. Auch gegen das hier herrschende Laster der Vielweiberei sind wir fast machtlos; denn die Männer wollen ihre Opfer nur für hohe Summen freigeben. Und die Frauen und Mädchen bitten und flehen so inständig, sie doch zu erlösen! Sie wollen nicht in solcher Knechtschaft leben, sie wollen sich lieber dem Dienste Gottes weihen, wie sie sagen. Viele Mädchen

werden schon im zarten Alter von 8—14 Jahren für teures Geld an Männer verkauft, die bereits 30 Jahre und noch älter sind. Viele andere werden trotz ihres Widerstrebens ausgewechselt, nur darum, weil ihre Eltern und Brüder es so verlangen. Die Frau gilt hier eben nur als

eine Ware und wird demgemäß auch von Jugend auf behandelt und erzogen, wenn man dabei überhaupt von Erziehung reden kann.“ — Spenden für Sklavenloskaufe (ein Loskauf 60 Franken) und Beiträge dafür nimmt dankbar entgegen die Petrus-Claver-Sodalität, Salzburg, Dreifaltigkeitsgasse 19.

Christentum und Freiheit.

Auch unter den Negern Afrikas gibt es verschiedene Gesellschaftsklassen, die sich gründen auf die verschiedene persönliche Befähigung, auf die Menge der Glücksgüter und auf eine gewisse Adelsabstammung. Im allgemeinen kann man unterscheiden zwischen einer herrschenden und einer dienenden Klasse, die erstere umfaßt die Häuptlinge, Adelligen und Reichen, die letztere alle anderen Stammesangehörigen. Wie nun verhalten sich diese beiden Gesellschaftsklassen dem Missionär gegenüber?

Wenn sich der Missionär in einem Negerdistrikt niederläßt, so gehören diejenigen, die ihm zuerst einige Zuneigung entgegenbringen, zur herrschenden Klasse. Es schmeichelt ihnen, daß der Weiße sich bei ihnen ansiedelt, und sie hoffen materielle Vorteile aus seiner Anwesenheit zu ziehen. Die demütigen Glieder der dienenden Klasse hingegen, durch traurige Erfahrungen belehrt, im Weißen einen Verbündeten der Mächtigen zu ihren Ungunsten zu erblicken, beobachten dem Missionär gegenüber eine mißtrauische Zurückhaltung.

Allmählich aber, da der Missionär sein Liebeswerk ausdehnt, greift ein merkwürdiger Stimmungswechsel ihm gegenüber in der einheimischen Bevölkerung Platz; die Demütigen nähern sich ihm allmählich, legen ihr Mißtrauen ab, gewinnen ihn

schließlich lieb und nehmen seine Lehren an; die Großen des Volkes hingegen werden kühler gegen den Glaubensboten halten sich mehr und mehr fern von ihm und werden schließlich seine versteckten oder erklärten Feinde.

Was ist die Ursache dieses merkwürdigen Vorgangs? Wir erblicken sie ausschließlich in der entgegengesetzten Gemütsverfassung der beiden Gesellschaftsklassen dem sittlichen Gehalt der Lehre des Missionärs gegenüber, insofern dieselbe das gesellschaftliche Leben berührt, und die man in den beiden Sprüchen „Achtung vor den Rechten eines jeden“ und „Liebe gegen alle“ zusammenfassen kann.

Es ist leicht begreiflich, daß die demütigen Glieder der dienenden Klasse sich zu einer solchen Lehre der Liebe und gegenseitigen Achtung hingezogen fühlen, sie, die im allgemeinen von der herrschenden Klasse unbarmherzig bedrückt und getreten werden. Nichts ist sicher vor der Raublust und Gier der schwarzen Machthaber, weder die Früchte des Feldes, noch die Herden, noch das Heiligtum der Familien, noch die Freiheit, ja nicht einmal das eigene Leben und die Unversehrtheit der Glieder des eigenen Leibes; alles ist der Willkür und Laune eines mächtigen Häuptlings ausgeliefert, dem tausend Mittel zur Verfügung stehen zur

Ausführung seiner Absichten. Und nun kommt ein Weißer, ein Mensch, der selbst ihrem schwarzen Machthaber überlegen ist und lehrt, daß alle Menschen gleicherweise Geschöpfe Gottes sind, dem alle einmal strenge Rechenschaft ablegen müssen über das eigene Wirken; daß Gott will, daß keiner dem anderen nach dem Leben trachte oder auch nur des andern Recht verlege. Unantastbar ist also die persönliche Freiheit des rechtschaffenen Menschen und heilig die häusliche Schwelle; die Menschen sind alle Brüder in Gott, und ihre gegenseitigen Beziehungen sind auf der Gerechtigkeit und Liebe begründet.

Müssen nicht diese Grundsätze des Christentums, die zu gleicher Zeit ein Schrei der Natur und eine offene Anerkennung ihrer mit Füßen getretenen Menschenrechte sind, den lebhaftesten Widerhall in den Herzen der unglücklichen Bedrückten finden? Auch die Lehre von der Einheit und Unauflöslichkeit der Ehe findet ihre Zustimmung, denn die Vielweiberei, die von den Häuptlingen auf breiter Grundlage betrieben wird, macht es manchem armen Schlußer unmöglich, auch nur eine Frau heimzuführen, und derjenige, dem das gelingt, muß in beständiger Furcht leben, daß ihm seine Gefährtin vom Häuptling entführt werde.

Gerade das nun, was den Bedrückten die christliche Moral lieb und wert macht, das macht sie den Herrschenden verhaßt; denn sie ist gegen seine Leidenschaften und Laster gerichtet; daher seine Abneigung gegen den Missionär.

Anfänglich, wenn die Häuptlinge bemerken, daß des weißen Mannes Unterweisungen Eingang finden unter der Bevölkerung, werden sie nachdenklich; sie suchen aber ihren Mißmut unter der Maske der Verachtung zu verbergen. Daher die gezierten Beglückwünschungen zu den Fortschritten des Missionswerks, die jedoch von einem

mitleidigen Lächeln begleitet sind, gleich als wollten die Gratulanten sagen: Das muß eine schöne Lehre sein, deren Anhänger solches Gefindel sind. Es ist dies das gleiche überlegene Lächeln der stolzen Pharisäer angesichts des gewöhnlichen Volkes, das dem Zimmermann von Nazareth folgte, die gleiche Verachtung, die sie demjenigen bezeugten, der nicht errötete, die Kinder aufzunehmen und mit ihnen zu essen. Wie aber Christus sanftmütig und demütig von Herzen, sich nicht um die ablehnende Haltung der Großen des jüdischen Volkes kümmerte, sondern fortfuhr, die Menge der Armen, Einfältigen und Demütigen aufzunehmen, die Betrübten zu trösten, die Kranken zu heilen, den Sündern zu verzeihen, die zerstreuten Schafe zu sammeln, die Gefallenen aufzuheben und die Zurückgesetzten an sein göttliches Herz zu ziehen, so läßt sich auch sein Apostel nicht beirren in seinem Werke. Es ist ihm aber auch nicht unbekannt, daß jene stille Verachtung ein Anzeichen des bevorstehenden Sturmes ist, deshalb ist er bestrebt, die Reizbarkeit der Machthaber nicht unnötigerweise herauszufordern, indem er sie mit aller Klugheit behandelt.

Es sind aber die Anschauungen des Christentums in Hinsicht auf Recht und persönliche Freiheit auch in ihrer mildesten Anwendung unverträglich mit der selbstherrlichen und selbstsüchtigen Ansicht, welche die Häuptlinge von ihrer Auktorität haben. Und wenn sie dann inne werden, daß ihre Untertanen sich nicht mehr so eifertig zeigen zur Befriedigung ihrer Launen, daß sie gewisse unwürdige Einmischungen in ihre Familien nicht mehr dulden und sich nicht mehr so leicht mit Füßen treten lassen, dann geht ihnen ein Licht auf, daß die Zeit ihres tyrannischen Despotismus ihrem Ende zugeht und der Kampf mit dem Missionär beginnt.

So ist denn der Missionär zum Volksaufwiegler geworden. Man wird ihm Schwierigkeiten jeder Art bereiten; man wird ihm verfolgen in seinen Liebeswerken; man wird ihm Hindernisse legen in seiner Schule; man wird seine Anhänger gegen ihn aufheizen; man wird ihm die Zufuhr der Lebensmittel abschneiden, seine Hütten in Brand stecken, ja ihm selbst nach dem Leben trachten.

Es ist immer die alte Anklage, die schon gegen Jesus erhoben wurde und die sich immer wieder erneuert, er wiegelt das Volk auf, oder jene gegen die ersten Christen, die verleumdet wurden, sie gefährdeten die Sicherheit des Staates; und wie Jesus zum Tode verurteilt wurde und wie das gleiche Schicksal so viele Märtyrer traf, so ist auch der Missionär ein Gesetz- und Rechtloser, dem gegenüber jede Art von Verfolgung erlaubt ist.

Es sind dies die entscheidenden Augenblicke, die mehr oder weniger alle Missionen in wilden Gegenden durchmachen müssen. Sie verlangen vonseiten des Glaubensboten gute Nerven, heldenmütige Geduld, hohe Klugheit und ein unerschütterliches Gottvertrauen.

Auf der einen Seite ist eine feindliche Macht, der alle Mittel, Schaden zuzufügen, zu Gebote stehen, auf der anderen ist der Missionär, dessen Stärke einzig und allein in der Güte der von ihm verfolgten Sache liegt. Der Fall ist aber gar nicht selten, daß der Missionär infolge der erduldeten Widrigkeiten erkrankt und auch wohl stirbt oder doch bedeutende Einbuße an seiner Gesundheit erleidet. Wer das Missionsleben aus eigener Erfahrung kennt, kann ein Liedchen davon singen. Mehr als Krankheiten und Entbehrungen jeder Art sind es diese moralischen Prüfungen, welche den Glaubensboten niederschlagen, entkräften und vernichten.

Diese Kämpfe, die der Missionär fern von der Heimat zu bestehen hat, werden gekämpft vor allem für das Heil der Seelen, für den Triumph der Kirche und für die Ehre Gottes; sie werden aber auch gestritten für die Zivilisation, denn sie sind ihrer Natur nach darauf gerichtet, die Tyrannei der schwarzen Machthaber einzudämmen und abzuschaffen und unter jene bedrückten Völker das Gefühl der Menschenwürde zu verpflanzen, den Keim der wahren Freiheit, jener hl. Freiheit, welche sie auch in diesem Leben glücklich machen wird.

Das Werk des Missionärs stellt aber nicht etwa nur vereinzelte großmütige Anstrengungen für das Gute dar, sondern es bildet einen Teil, eine Einzelercheinung jener wunderbaren Gesamttätigkeit, welche die Kirche seit zwei Jahrtausenden zur Aufrichtung des Reiches Gottes auf Erden und zur Verbreitung wahrer Kultur und Freiheit der Völker ausübt.

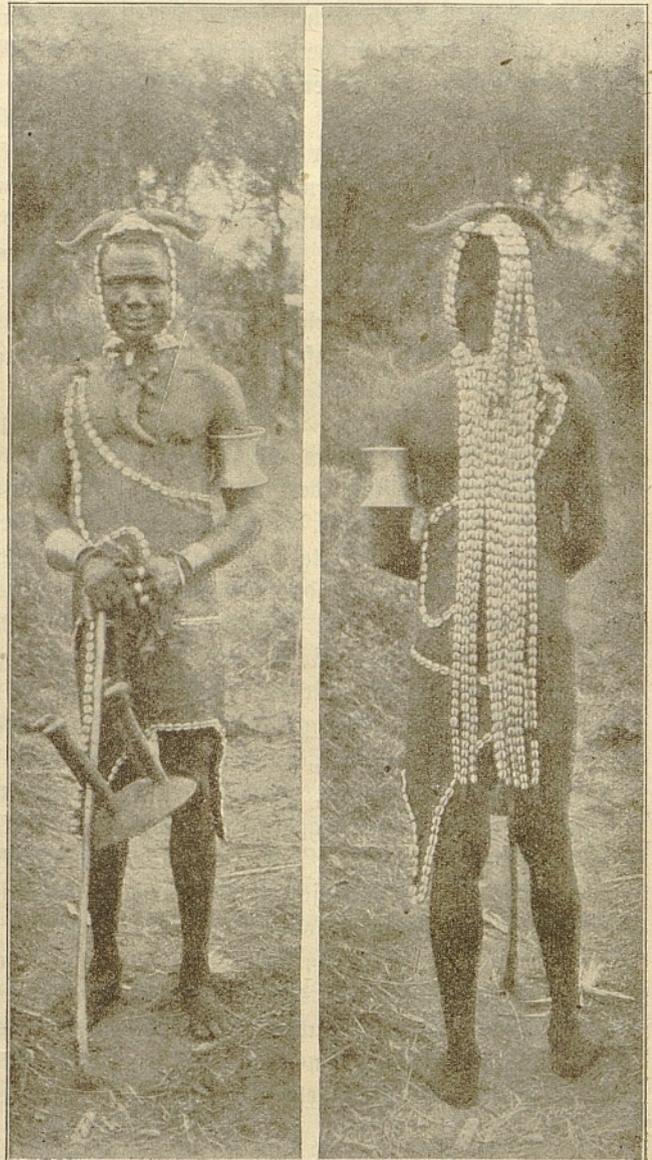
Was tut denn eigentlich der Missionär? Er sucht ein wildes, verlassenes Volk auf, das in den Finsternissen des Irrtums und der Unwissenheit befangen und von den Banden der entniedrigendsten Sklaverei, des Leibes und der Seele gefesselt ist, und erleuchtet es mit dem Lichte der frohen Botschaft Jesu Christi, er veredelt es unter dem Hauche der Nächstenliebe, er sprengt die Ketten seines Fronsienstes und erhebt es in eine neue Atmosphäre von Freiheit und Frieden. Der Missionär vollführt also auf beschränktem Raume und in kurzer Zeit jene Umwandlung im Kleinen, welche die Kirche im Laufe der Jahrhunderte auf der ganzen weiten Welt bewirkt, eine Umwandlung, welche vor allem ein Werk der Befreiung ist, das im einzelnen Menschen begonnen und in der Gesellschaft vollendet wird. Es ist das die wahre Befreiung, wie nur die Kirche sie den Völkern geben kann, denn sie allein besitzt den rechten Begriff der

Wahrheit und nur sie allein verfügt über die Mittel zu ihrer Verwirklichung und zu ihrer Verteidigung gegen ihre natürlichen Feinde, die sie unterdrücken möchten.

Wer sind denn die wahren Feinde jeder gesunden Freiheit? Es sind die ungeordneten Leidenschaften unserer verdorbenen Natur, die selbst den Begriff der Freiheit verdunkeln und die Herzen zu Sklaven machen, so daß, wer von ihnen beherrscht wird, nichts anderes sucht, als die ungezügelte Befriedigung seiner Gelüste, sei es auch um den Preis der Tränen seines Mitmenschen.

Die Gesellschaft ist das Bild des einzelnen Menschen im großen. Wie könnten auch Mitglieder eines staatlichen Gemeinwesens, die selbst Sklaven ihrer Leidenschaften sind, vernünftigerweise freiheitliche Einrichtungen schaffen: Die Gesetze und Einrichtungen einer solchen Gesellschaft werden notwendigerweise der Widerschein der Leidenschaften und Interessen der herrschenden Klasse zum Schaden der übrigen sein. In derselben wird eine ständige Unordnung herrschen insolge des Gegensatzes unbefriedigter Leidenschaften und Feindschaften, innere Kriege und Empörungen werden an der Tagesordnung sein; es wird ein unablässiges Sichabwechseln von harter Tyrannei und zügelloser Freiheit sein, das die Lebenskräfte der Nation oder des Stammes verzehren wird. Und unter diesen hartnäckigen Kämpfen, die unter dem Schlagwort der Freiheit geführt werden, wird auch der letzte Freiheitsfunken erlö-

schen, um der beschämendsten Sklaverei, des Leibes und der Seele Platz zu machen. Die Geschichte der alten heidnischen Reiche ist ein Beweis dafür, und der Zustand der bedauernden Unterdrückung, in der die heutige Gesellschaft der wilden Stämme Afrikas schmachtet, bestätigt sie. Wenn wir staunend die



Negertrachten.

wunderbare Ordnung betrachten, die in der Schöpfung Gottes herrscht, so muß es uns schmerzlich berühren, wie der Mensch, die Krone der Schöpfung, eine so bedauerliche Ausnahme macht; in seinem Innern streiten seine Fähigkeiten untereinander und bringen ihn in Kampf mit sich selbst und mit seinesgleichen; während er auf seiner Stirn fast eine Spur des Göttlichen trägt, verbirgt er in seinem Herzen den Aufruhr der niedrigsten Leidenschaften; er ist ein gefallener König.

Die Sünde, die Empörung gegen Gott, ist die Ursache dieser traurigen Veränderung. Nachdem der Mensch die Bande der Liebe, die ihn an seinen göttlichen Schöpfer fesselten, zerrissen hatte, fiel er in die Gewalt seines Todfeindes, und seine Empörung gegen Gott fand ihre Strafe in der Empörung seiner Leidenschaften gegen die Vernunft.

Nur vom Himmel konnte die Erlösung kommen; Jesus Christus, der Gottmensch, machte sich zum Vermittler zwischen dem ewigen Vater und dem gefallenem Menschengeschlechte. Die Erlösung der Menschheit war ihrem Wesen nach eine Befreiung, die einzige wahre Befreiung; nur wer an ihren Früchten teilnimmt, kann sich wirklich frei nennen. Die Kirche, seine geliebte Braut, der er die Schätze seiner göttlichen Lehre und Heilmittel anvertraute, macht: Jesus Christus auch zur Bannerträgerin der Freiheit auf Erden.

Die Kirche begnügt sich nicht mit schönen Worten über die Freiheit, sondern für die Freiheit selbst ist sie wirksam; ihre Tätigkeit wickelt sich im Innersten des Einzelnen, an der Wurzel der menschlichen Persönlichkeit ab und schafft dort jene heilige Freiheit des Geistes, die die Quelle der wahren

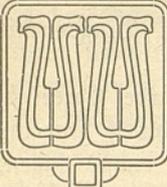
Freiheit auch in der gesellschaftlichen Ordnung ist; denn nur von Menschen, die in gesunder Weise in sich selbst frei sind, lassen sich solche gesellschaftliche Einrichtungen erwarten, die die Rechte eines jeden sichern, ohne die der andern zu verlegen.

So erweist sich denn das Werk der Kirche als ein wahrhaft göttliches, denn, während sie den Menschen seiner ewigen Bestimmung zuführt, fördert sie auch wirkungsvoll sein zeitliches Wohl innerhalb der menschlichen Gesellschaft, damit alle auch hienieden das wenige Glück genießen können, das ihnen dieser Verbannungsort, die Erde, bieten kann. Die Kirche sah es auch immer als ihre Pflicht an, den Menschen auch gesellschaftlich emporzuheben, sei es durch Befreiung von jeder Fessel von Dienbarkeit, die sich mit der Menschenwürde nicht vereinbaren läßt, sei es indirekt durch Schaffung und Förderung einer weisen Abstimmung von Rechten und Pflichten, jenes gerechten Maßes von Freiheit, die eine notwendige Bedingung des bürgerlichen Fortschrittes ist.

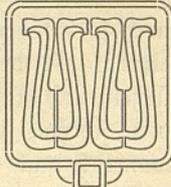
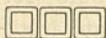
Das Werk der Kirche umfaßt bereits die ganze Erde. Tausende und tausende von Missionären sind wie Engel des Friedens und Herolde wahrer Freiheit hinausgezogen in alle Welt, tragen die frohe Botschaft in die entlegensten Gegenden und verkünden den Bedrückten die Erlösung. Ganze Völker, die seit Jahrhunderten in Finsternis und im Schatten des Todes gefesselt, erheben sich aus ihrem Schlafe wie von plötzlichem Lichte getroffen; sie werfen die alten Fesseln ab und eilen unter den Schatten des Kreuzes, um die belebenden Lüfte der Freiheit Christo einzusaugen.

P. M.

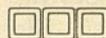




Die Bohnen des Signor Fatinelli.

Erzählung von M. Buol.



(Fortsetzung.)

Zwei Tage später kam Signor Fatinelli von seiner Geschäftsreise nach Hause, aber in übelster Laune. Nichts hatte ihm diesmal glücken wollen. An den meisten Orten war alles schon aufgekauft; an anderen war wohl noch einiges da, aber nur zu unerhört hohen Preisen. Trotzdem hatte er gekauft, was zu kaufen war, denn er mochte ja seine liebwerten Mitbürger nicht Hungers sterben lassen. Jetzt aber hieß es freilich grübeln und rechnen, damit man bei so kühnen Käufen nicht zu Schaden komme.

Signora Caterina hatte nun ein paar Tage schlecht Wetter bei ihrem Manne. Wenn er nur eine Raçe miauen hörte, kam er schon außer sich. Nichts war ihm recht; den ganzen Tag hatte er etwas zu brummen. Am Morgen waren es die Glocken von San Frediano, die seine Ruhe störten, nachdem er die ganze Nacht, wie er versicherte, kein Auge geschlossen hatte. Dann war die Frühsuppe schlecht geraten, und der geröstete Speck, den er dazu genoß, wollte ihm auch nicht munden, so daß er die schönen, saftigen Stücklein eines nach dem andern seinem Hunde hinwarf, der freilich mit dieser Unmutäußerung sehr einverstanden schien. Beim Mittagstisch nahm das Grollen und Klagen vollends kein Ende; da jammerte er, daß er sich immer nur um andere bemühe, selbst aber Hunger leiden müsse, und daß der Koch sich um seinen Geschmack nicht bekümmere und daß er überhaupt der Letzte im Hause sei, auf den Rücksicht genommen werde. Am Abende aber, wenn seine Frau ihn zu erheitern

suchte und ihm vorschlug, Freunde einzuladen, fuhr er grimmig auf: die Nacht sei die einzige Freundin des Rechners und des Geschäftsmannes, und wenn man ihn schon den ganzen Tag nicht in Ruhe lasse, so möge man ihn doch wenigstens abends nicht stören.

So ging's einige Tage lang fort, daß man hätte meinen sollen, in ganz Lucca sei kein so bedauernswerter Mann wie der reiche Fatinelli.

Da kam eines Abends ein Geschäftsfreund aus Pistoja zu Signor Fatinelli und dieser Besuch verscheuchte die böse Stimmung wie mit einem Zauberschlage.

Der Signora entging dieser Stimmungswechsel nicht, nur den Grund konnte sie nicht erraten. Sie meinte, Taddeos üble Laune habe sich einfach ausgetobt. Und als sie mit ihm beim Frühmahle saß, faßte sie Mut und begann zu plaudern und ihn über seine Mißerfolge zu trösten.

„Es wird schon alles wieder gut werden, lieber Taddeo!“ meinte sie. „Du bist ein so großer Ehrenmann, daß der Herrgott es wohl schuldig ist, dir in ganz besonderer Weise beizustehen; denn es läßt sich gar nicht mit Worten sagen, was du in diesen schweren und teuern Zeiten für deine Mitbürger getan hast. Und wie es einem christlichen Hausvater ziemet, vergißest du darüber auch deiner Familie nicht. Wenn unser Riccardo von seiner Hohen Schule nach Hause kommt, findet er das Geschäft in schönster Ordnung und kann von dir nur lernen, mag er auch in der Rechtskunde und in anderen Wissenschaften

noch so erfahren sein. Riccardo wird noch einmal als der erste Mann in Lucca dastehen, und unsere Beatrice braucht sich vor den stolzen, schönen Florentiner Damen wahrlich auch nicht zu schämen."

So redete sie lange fröhlich und freundlich fort. Von Solanda schwieg sie, um die gute Laune ihres Mannes nicht wieder zu verderben.

Aber da brauchte sie keine Angst zu haben. Signor Taddeo war heute wirklich ganz aufgeräumt. „Du hast recht, liebe Frau," sagte er schmunzelnd. „Die Geschäfte können nicht immer gleich gut gehen und man sollte sich über solche Rückschläge nicht zu viel betrüben, denn nach Regen kommt Sonnenschein, und Gott läßt einen ehrlichen Handelsmann nicht im Stiche. Das ist eine alte Erfahrung, und die mache ich, gottlob, gerade jetzt. Denn nachdem mir auf meiner jüngsten Reise alles wider den Strich gegangen ist, so daß selbst einem Engel die Geduld hätte reißen müssen, hat sich mir jetzt mit einemmal die Aussicht auf ein ganz glänzendes Geschäft eröffnet."

„Ah!" rief Signora Caterina entzückt. Sie verstand zwar von Geschäften nicht viel, das aber verstand sie doch, daß ohne Geschäfte kein Geld ins Haus käme. Und das Geld liebte sie, und liebte es sehr.

Gespannt neigte sie sich vor, um zu hören, welcher unverhoffter Nutzen ihrem Manne erwachsen sollte. Aber kalt lief es ihr über den Rücken und steifer Schrecken fuhr ihr durch die Glieder, als Taddeo mit seiner ringgeschmückten Rechten nach jenem Winkel zeigte, wo die Truhe stand. Was er nun sagte, verstand sie in ihrer Aufregung kaum halb; nur soviel hörte sie, daß jene kleinen, schwarzen Bohnen durchaus nicht verschmähte oder vergessene Ware gewesen seien, sondern daß Taddeo sie eigens an einem verborgenen Plätzchen aufbewahrt habe und daß nun der Augenblick gekommen

sei, wo er die unscheinbaren Dinger mit Gold aufwiegen könne.

Bald bleich, bald rot wurde Caterina, während er sprach, kalter Schweiß trat ihr auf die Stirn. Sie wollte etwas sagen, aber ihr war, als halte man ihr die Kehle zu. Und als sie endlich mit Mühe einige Worte hervorbrachte, mußte sie selber kaum, was es sei. Und während Taddeo sich gemächlich in seinem Armstuhl zurücklehnte und die Hände über dem Bauche faltend mit seinen glitzernden Ringen tändelte, erhob sich die zu Tode erschrockene Frau und eilte hinaus.

Bitternd am ganzen Leibe stürzte sie in das Gemach ihrer Tochter Solanda. Die lag noch zu Bette; die feinen, weißen Hände, vom Rosenkranze umschlungen, ruhten auf der purpurfarbenen Decke. Sie war wohl eben in ihrer Morgenandacht begriffen. Doch als sie die Mutter sah, aschfahl und verstört, schrak sie jäh empor. „Um Gottes willen, Mutter, was ist Euch?"

Ausschluchzend warf sich Frau Caterina über das Bett der Tochter. „Solanda, hab' ich's nicht immer gesagt? Zita ist das Unglück unseres Hauses!..." Und in verworrener Rede ging's weiter. „Die Bohnen... o die Bohnen, Solanda!... Was hat doch die Törrin da angefangen!... Wie hat sie das Hab und Gut deines Vaters, das sorgsam gehütete, verschleudert!... Ach, daß ich dieses Mädchen nicht schon längst weggejagt habe! Hundertmal hätte sie es verdient! Ich begreife gar nicht, daß ich es so lange mit ihr aushalten konnte. Dein Vater hat sie nie leiden können und nun sehe ich erst, wie recht er hatte. O die Bohnen... die Bohnen!"

So redete sie lange und Solanda wurde aus dem Gerede nicht gleich klug. Endlich aber begriff sie doch so viel, daß die kleinen, schwarzen Bohnen, die man Zita überlassen hatte, nicht von ungefähr in die Schreib-

ftube des Vaters gekommen seien, sondern daß der Vater damit seine besonderen Absichten habe und daß diese Absichten nun vereitelt seien. Denn die Bohnen waren weg, unwiderruflich weg, und was der Vater dazu sagen würde, o, daran mochte Solanda lieber gar nicht denken!

Eine Zeitlang lag Solanda ganz still, ganz blaß da, bis endlich ein Strom von Tränen das arme Geschöpf erleichterte.

„Ja, was weinst du denn?“ schrie Frau Caterina zornig. „Mit dem Weinen ist uns blutwenig geholfen. Ich wüßte lieber, was wir tun sollen.“

„Ach, Mutter, das wüßte ich wohl selber gerne,“ schluchzte sie. „Aber wehe uns, nichts können wir tun, gar nichts! Die Bohnen sind nun einmal weg, und selbst wenn Ihr Zita deshalb aus dem Hause jagen wollet, kommen die Bohnen darum nicht zurück. Es wird uns wohl nichts anderes übrig bleiben, als dem Vater alles zu gestehen.“

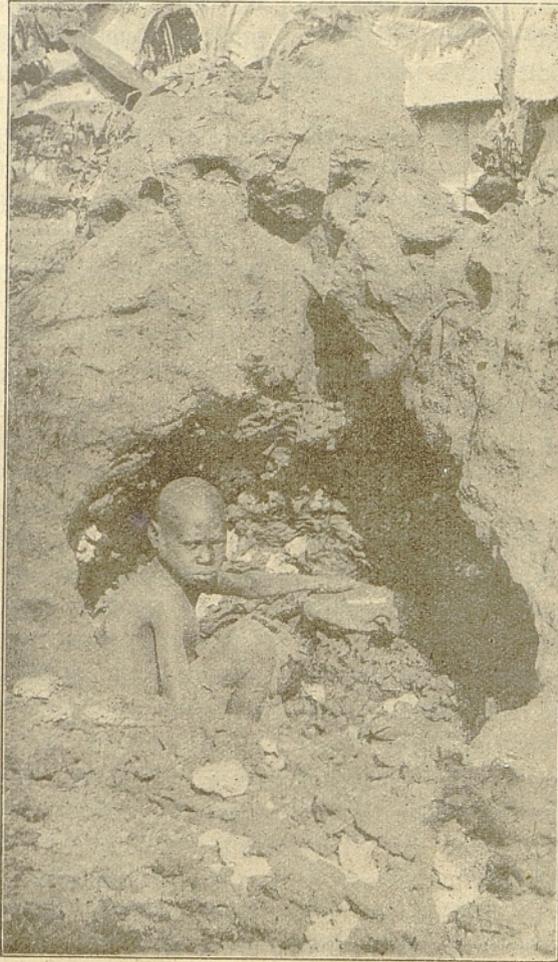
„Was, keinen besseren Rat weißt du!“ schrie die aufgeregte Frau und brach aufs neue in krampfhaftes Schluchzen aus.

Nun schlug Solanda der Mutter vor, die Sache dem Vater schriftlich mitzuteilen und

in schön gesetzten Worten seine Verzeihung zu erflehen. Frau Caterina fand diesen Vorschlag annehmbar, aber schreiben müsse Solanda, meinte sie. Solanda versprach es; nur übergeben wolle sie den Brief nicht; da müsse man sich noch etwas ausdenken.

Frau Caterina war eben daran, sich zu beruhigen, da trat zu allem Unglücke Zita ein.

Jetzt flammte der Zorn der leidenschaftlichen Frau aufs neue auf; sie stürzte mit geballten Fäusten auf das nichts ahnende Mädchen zu. Aufschluchzend hielt Solanda die Mutter fest; Caterina aber riß sich los, stürmte wie sinnverwirrt aus dem Zimmer und durcheilte das ganze Haus weinend und schimpfend. Allen, die ihr in den Weg kamen, klagte sie ihren Jammer. Wie der Herr so müde und erschöpft von der Reise heimgekommen sei und wie ihm Erholung und Ruhe nun so not täten



Ein zerstörter Ameisenhaufen.

und wie ihn statt dem so schrecklicher Schaden getroffen habe, und alles nur durch Zitas Schuld. Das erzählte sie den Mägden in der Nähkammer und erzählte es den Küchenjungen am Herde und erzählte es dem Gärtner, der in seiner großen Zwilchschürze das

Gemüse zur Küche brachte. Die Leute verstanden nur halb, was die Aufgerogte sagte, aber sie gaben der Herrin recht. Zita war doch wirklich der große Schädling im Hause!

Zita aber kniete unterdessen ganz ruhig am Bette Solandas und trachtete, das zitternde, weinende Mädchen zu trösten. „Madamigella, der liebe Gott wird's schon recht machen.“

So hatte sie immer gesagt, wenn Solanda über irgend etwas betrübt und ängstlich war, und immer bisher hatte das einfache Wort die Jagende aufgerichtet. Heute aber konnte sich's Solanda einfach gar nicht vorstellen, wie der liebe Gott auch in diesem besonderen Falle alles recht machen würde. Sie hatte von Kindheit an immer in scheuer Furcht vor den Eltern, besonders vor dem Vater, gelebt, hatte es nie gewagt, in Gegenwart des Vaters zu lachen oder laut zu sprechen oder gar einen noch so bescheidenen Wunsch zu äußern, und doch hatte sie bisher nichts, gar nichts getan, was den Vater ärgern oder beleidigen konnte. Jetzt aber war es anders, jetzt wußte sie, daß sie in seine Geschäfte eingegriffen, daß sie, wenn auch ohne zu wollen, ihm einen Schaden zugefügt hatte. Kein Wunder, daß sie zitterte wie ein geschmeuchtes Reh, daß sie es kaum ausdenken konnte, was der Erzürnte sagen, was er vielleicht tun werde. Da hatte Zita gut reden, der Herrgott werde helfen! Ach ja, er hatte wohl einmal Wasser in Wein verwandelt und zweimal Brot vermehrt, aber daß er auch für Bohnen etwas tun sollte, das schien ihr doch gar zu seltsam.

„Zita,“ sagte sie nach einer Weile, „meine Mutter und ich haben miteinander ausgemacht, daß wir dem Vater einen Brief schreiben wollen; und in dem Briefe werden

wir ihm alles auseinandersetzen, wie es gekommen ist, und werden ihn um Verzeihung bitten. Diesen Brief wird dann die Mutter dem Vater übergeben, oder noch besser, von einem Diener übergeben lassen. Glaubst du nicht, daß es so am besten sein wird? Denn du begreifst wohl, daß keine von uns beiden den Mut ausbrächte, dem Vater alles ins Gesicht zu sagen!“

Zita lächelte freundlich. „Ach, Madamigella, gebt Euch doch keine solche Mühe! Ich werde selbst zu Euerm Herrn Vater gehen und ihm alles bekennen.“

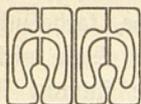
Solanda starrte die Magd an, als habe sie nicht recht verstanden. „Zita,“ rief sie, „du denkst wohl nicht, was du sagst! Du weißt ja doch, daß dich der Vater nie hat leiden können. Und wenn nun du, gerade du ihm das sagst, dann muß er ja einfach rasend werden.“

Zita erhob sich. „Seht Ihr, Madamigella, die eigentliche Schuldige bin ja doch ich. Ich habe die Bohnen zuerst gefunden, ich habe Euch darauf aufmerksam gemacht, mir hat sie Eure gütige Frau Mutter überlassen. Also, da ist wohl nur recht und billig, daß ich die Verantwortung nicht etwa auf Euch oder gar auf Euere Frau Mutter abwälze. Das schlimmste, was mir geschehen kann, ist, daß mich Euer Herr Vater ausgreint, daß er mich vielleicht schlägt oder aus dem Dienste treibt. Aber das würde auch geschehen, wenn ihr die Sache in die Hand nähmet. Also, da ist wohl besser, wenn ich selber spreche.“

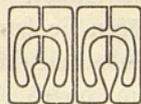
Solanda sträubte sich anfangs; ihr war es, als wage sich Zita in die Höhle eines Löwen. Schließlich aber geschah doch, was Zita vorschlug und was sie wollte. Denn Solanda war es längst gewöhnt, sich vor ihr als die Kleinere und Schwächere zu fühlen.

(Fortsetzung folgt.)





Nachrichten des Theologen-Missions- Verbandes Österreichs (Th. M. Vb. Ö.)



**Rede des Dr. P. Fr. Biallas, Missions-
priesters von St. Gabriel bei Mödling**
bei der Missions-Festversammlung anlässlich des Ver-
tretertages der Theologen-Missionsvereine Deutsch-
österreichs in Linz (13. und 14. September 1919).

Wie über dem Dunkel des Abends der
Abendstern erscheint und mit seinem lieb-
lichen Lichte Trost und Hoffnung dem
Menschenherzen sendet — schön besingt es
Wolfram im Tannhäuser — so erscheint
über dem nächtlichen Dunkel menschlicher
Selbstsucht und gegenseitigen Hasses stets
der Stern christlicher Liebe und Hilfe, daß
das arme Herz wieder hoffen und vertrauen
kann. Solch ein Stern war während des
Krieges die Caritas, welche so viele Wun-
den heilte und Schmerzen linderte und
gerade diese Stadt sah ihren Glanz in der
hingebenden Liebe ihres Oberhirten, der
sich vollständig im Dienste der Not opferte,
auf hellste Weise strahlen. Die heutige
Missionsversammlung ist auch ein besonderes
Aufleuchten dieser Caritas, denn Missionen
sind das Werk der Liebe zur Rettung der
Seelen, also die edelste und schönste Caritas,
und ich grüße darum diesen „lieblichsten
der Sterne“ von ganzem Herzen.

Dieses Aufgehen des Sternes der christ-
lichen Caritas ist aber ein festes Geseß, ich
möchte sagen, noch zuverlässiger als das
Aufgehen des Abendsternes. Man sagt es
ja schon sprichwörtlich, daß jede Not nach
ihrem Retter ruft, aber daß das Rufen
nicht ohne Echo bleibt, daß die rettende
Liebe erscheint, wo die Not ringt, das ist das
ewige Geseß göttlicher Erbarmung und Kraft.

Als einst über der Menschheit die größte
Nacht aufgegangen war, die Nacht des

Sündendunkels und Sündenelends, da ging
der Stern göttlicher Liebe auf: „So sehr
hat Gott die Welt geliebt . . .“ Aus
dem Missionshause der Ewigkeit sandte
Gott den ersten „Gesandten“, „Apostel“,
„Missionär“ — das ist ja dasselbe — ins
Heidenland unserer Zeit, in die Ferne un-
serer Not, es war die erste Mission
und Liebe trieb dazu.

Als Stern nur strahlte er verheißend in
der vorchristlichen Zeit, hoffnungspendend
ward er schließlich zum Morgenstern und
führte die volle Sonne des Heiles, der
Wahrheit und Gnade herauf, die in herr-
lichstem Glanze leuchtete, denn „eine größere
Liebe hat keiner . . .“ und zum Maß-
stab der unendlichen Tiefe und Breite
und Höhe dieser Liebe gab er ihm — das
Kreuz. Diese Liebe sollte nicht sterben,
oder sie starb, um ewig zu leben. „Gehet
hinaus in alle Welt und prediget . . .“.
Das ist das größte Werk der Caritas, all-
umfassend, ewig dauernd . . . Und die
Kraft dazu? „Siehe, ich bin bei euch . . .“
Dafür gab er ihnen seinen Geist, sein Herz.
„Er hauchte sie an.“ „Empfanget den Heiligen
Geist. Wie mich der Vater gesandt, so
sende ich euch.“ Es ward der Geist der
Liebe des Vaters und des Sohnes, das
Prinzip des rettenden Heiles, die Trieb-
feder, die treibende Kraft, das Herz der
Kirche. In feurigen Zungen steigt, stürzt
er hernieder, dieser Geist, der Feuer ist,
erschüttert alles und erfüllt sie und nun
hält nichts mehr die Gesandten der Liebe,
die Apostel für Hilfe und Rettung zurück.
Sie treten vor alles Volk hin und reden
vom Heil und Erbarmen, von Rettung

und Gnade. Alle verstehen ihre Sprache, mögen sie hergekommen sein aus welchem Lande menschlichen Elends nur immer. Und dieses Sprachwunder wird weiterbestehen: Die Apostel und Gesandten werden stets, wie sie von der Liebe getrieben, die Sprache der Liebe reden, die nur eine ist, aber von allen verstanden wird, mögen diese noch so verschiedene Sprachen der Selbstsucht reden, noch so verschieden sein in den Trachten und Kleidern des menschlichen Elends. Wo Not ist, da erscheint der Engel der Liebe, das ist das Gesetz der ewigen Liebe. Die Geschichte der Kirche ist eine Geschichte der Missionen und diese vor allem die Geschichte der heldenmütigen Caritas, die das größte Elend, das der Seele lindern will. Das ist Christi Geist, Christi Herz, Christi Gesinnung und Stimmung. Gewiß, wo es Märtyrer gab, da gab es neue Christen (sanguis martyrum, semen christianorum), aber es galt gerade so: sanguis christianorum, semen martyrum; wo es wahre Christen gibt mit Christi Herz und Sinn, da gibt es auch stets neue Zeugen dieser Liebe, dieser Wahrheit, d. h. Missionäre und Missionsfreunde.

So wurde die Welt christlich, die Sonne des Heiles ging ihr auf. So kamen die ersten Apostel nach der griechisch-römischen Welt, bis hinauf nach Irland und England; und England sandte seine „Engel“ — es waren damals noch keine „Engländer“ — dankerfüllt nach den deutschen Gauen. Von Liebe getrieben, kamen die ersten Boten hier in diese Gegend, St. Severin wohl gar vom fernen Afrika. Unsere Ahnen trugen diese Flammen ostwärts und dieses Land wurde zum Ostreich, zum Träger der christlichen Mission und Caritas. Von Liebe gedrängt, sandte es seine Missionäre hinaus und es war eine große, herrliche Missionsarbeit im Zeichen der Liebe, als es das Zeichen der Nacht, den Halbmond, unter

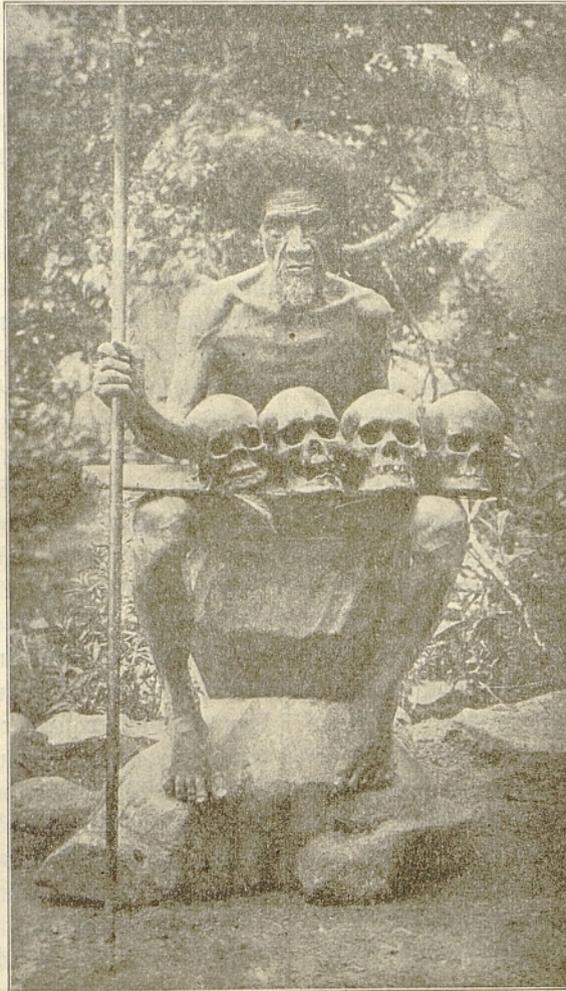
den größten Opfern zurückwarf. Diese seelenrettende, darum echt christliche, katholische Liebe ist aber heute in der Welt nicht erloschen, nein, gerade heute flammt sie auf, ist sie katholischer mehr denn je. Zahllos sind die Stationen dieser Liebe, Missionsstationen, über die Erde hin zerstreut; draußen: Missionäre, Missionschwestern und -brüder . . . in bunter Tracht und Regel, wie verschiedene Truppenteile, aber alle erfüllt von dem einen Geiste der Liebe zur Rettung des Elends; daheim: Vereine und Werke zur Unterstützung . . . Kinder, Jünglinge, Jungfrauen und Frauen, reich und arm . . . die Liebe hat sie „mobil gemacht“. Diese Liebe hat nur das Gesetz von oben, „sie muß brennen“, denn er — der Heiland aller, der König der Welt — will es. Wo Not ist, dorthin hat sie zu gehen, so steht es in ihrem Paß, der das Visum auf dem Bureau der Ewigkeit erhalten hat. Es ist darum gegen göttliches Recht, wenn irdische Gewalt der Missionstätigkeit Schranken setzen, ihr Normen vorschreiben will. Die katholische Caritas der Missionstätigkeit hat nur auf die Stimme der Not zu horchen und keine Tyrannen dürfen sie daran hindern, mochten es Cäsaren des herrschgewohnten Rom sein oder stolze Häuptlinge in den Bambushütten Afrikas oder im Schloß von Versailles. Im Namen der katholischen Liebe zu den Seelen, die über allem nationalen Hader und Gezänk steht, im Namen der göttlichen Liebe, die zu diesem Werke drängt und treibt, protestieren wir gegen jede Einschränkung in der Ausübung des Missionsrechtes und der Missionspflicht. Auch in deutschen, in österreichischen Herzen lebt die katholische Liebe; trotz eigener Not vergißt sie nie der noch größeren Seelennot der Heiden und der Pflicht der Christen, zur Rettung zu eilen, vergißt nicht des teuren Vermächtnisses, das Christus allen seinen Jüngern gegeben:

„Geht hinaus . . .“, mag es sein, daß er einzelnen den Beruf als Priester, Bruder oder Schwester gibt oder alle zur Unterstützung auffordert. Gerade durch den Krieg ist ja die Not an Arbeitern im Weinberge so groß. Mögen wir arm sein, mag Austria wie eine trauernde Witwe am Grabe ihrer Söhne und den Trümmern ihres Wohlstandes weinen, an Liebe ist sie reich, ihr katholisches Herz schlägt noch kräftiger. Mag seine Valuta gesunken sein, der Goldwert ihrer Liebe steht über jedem Kurswechsel und jener, der das geringe Opfer der Witwe zu schätzen mußte, wird auch ihrer geringen Gabe den Segen für das große Werk der Seelenrettung nicht versagen.

Darum auch an alle die innige Bitte: Laßt die edle Caritas, die Liebe zu den Missionen, weiterwirken, noch stärker werden und wo sie nicht ist, neu entfachen. In Gebet, in Gaben und Opfern soll sie sich äußern und wer gar die Stimme hört, die jemanden zu Menschenfischern machen will, er folge ihr! Arbeiter, tüchtige Arbeiter braucht der Weinberg des Herrn.

So möge dieser Stern der christlichen Caritas, der Missionsbetätigung, der heute so schön über Linz aufging, weiter strahlen und heller leuchten für die Nacht der menschlichen Not; er wird helfen, daß bald das volle Licht über den Heiden aufgehe. Er wird aber auch für die eigene Not zum Sterne werden, denn das ist die notwendige Rückwirkung der Arbeit für andere, daß man selbst den größten Nutzen zieht, hier und in der Ewigkeit. Das Wort vom Trunk kalten Wassers gilt „Hilf du Gott, so hilft Gott dir“.

So möge dieser Abendstern, der zum Heile anderer Unglücklicher aufging, recht schön in der Nacht unserer Not auch uns leuchten, aber bald zum Morgenstern werden, der für unser Land den Morgen einer schöneren Zeit heraufführt.



Ein Zauberer.

Rede des Herrn

Oberstleutnant R. Reichlin-Meldegg

bei der Missions-Festerversammlung anlässlich des Vertretertages der Theologen-Missionsvereine Deutsch-österreichs in Linz (13. und 14. September 1919).

Das mächtige Wölkerringen hat für uns Österreicher durch die Unterzeichnung des

Friedensvertrages in St. Germain sein Ende gefunden. Der Frieden soll in unser schwer geprüftes Vaterland und in unser aller Herzen einziehen. Eine neue, die Not und Leiden der letzten Jahre lindernde, die Welt neu aufbauende Epoche soll beginnen. Gleichsam als Zeichen all des vergossenen Blutes leuchtete der Himmel am Abend des Tages, an welchem die Entente uns die Friedensnote überreichte in purpurnem Rot. Der wolkenlose blaue Himmel, der helle Sonnenschein des nächsten Tages aber ließ in unseren Herzen die freudige Hoffnung erwachen, daß der allgerechte und allgütige Gott uns nun den Beginn besserer Zeit erschauen lasse.

Die Menschheit soll nun wieder zu geordneter Arbeit zurückkehren und schaffen, was man zum Leben auf Erden braucht. Auch wir wollen aufbauen, und zwar dort, wo unvergänglicher Lohn uns blüht. Wir trugen alle Leiden, wissend, daß des Allmächtigen Wille sie uns auferlegte, doch Millionen Seelen darben und leiden ohne diesen Trost, sie kennen den wahren Gott nicht, sie wissen nichts vom himmlischen Lohn, der ihnen im Jenseits blüht. Welch Elend, welche Verzweiflung liegt in diesen Wesen. Dorthin führt uns der Ruf in den kommenden friedlichen Zeiten, dorthin wollen wir unsere Gedanken wenden.

Hochverehrte Anwesende!

Wenn ich heute in den Saal schaue, so habe ich das Gefühl, daß in diesem Augenblicke all die eigenen Leiden vergessen sind. Aus Ihren Augen leuchtet Liebe und der Ausdruck warmer hilfsbereiter Herzen liegt in Ihrem Blick. Vom Mitleid hingerissen, kamen Sie hieher, um helfend sich jenen zuzuwenden, die in ärgster Not nach Ihnen rufen. In wahrer christlicher Nächstenliebe folgten Sie dem Rufe, der an Sie ergangen, Ihren Mitmenschen in ferner Welt zu hel-

fen, sie aus der Finsternis des Heidentums ins Licht des christlichen Lebens zu führen. Helfen Sie diesen Ärmsten den Weg zum wahren Gott zu weisen, ihnen das Schicksal für die Ewigkeit zu gründen.

Der unselige Krieg, der durch fünf Jahre gewährt, der Staaten vernichtet und die Menschheit zum wilden Raubtier gemacht, hat auch unsere hl. Kirche, das Reich Gottes auf Erden in die große Weltkatastrophe hineingezogen. Die segensreiche Arbeit von Jahrhunderten wurde gestört, ja nahezu vernichtet. Das friedliche Bild vom Juli 1914, wo noch die Katholiken der Nationen aller Länder beim eucharistischen Kongreß zu Lourdes ein gemeinschaftliches Krede sangen, es ist zur Fabel geworden. Schon eine Woche nach diesem denkwürdigen Tag begann die fürchterlichste Abwendung von christlicher Nächstenliebe, welche die Welt je gesehen. Seitdem ist fast jeder Zusammenhang zwischen den Völkern, die das Reich Gottes auf Erden bilden, zerstört. An Stelle der Liebe ist bitterer Haß zwischen die Nationen getreten. Das Leben ist zur Last geworden, und selbst viele Christen stehen am Rande der Verzweiflung. Um wie viel trauriger sieht es da für die Kirche an ihrer Außenfront aus. Die eine Zahl, 25 Millionen Heiden, die alljährlich sterben, spricht allein schon den ganzen Jammer aus, der uns Christen befällt im Gedanken an das Elend dieser Armen.

In reger Tätigkeit arbeiteten die Missionäre in fernen Landen, die Saat hatte Wurzel gefaßt, die Ernte stand vor der Tür. Große Heidenvölker waren zur Kultur erwacht und schienen für die einzig wahre Kultur, die Lehre Jesu Christi, aufnahmefähig. Eine Entscheidungsstunde nahte für die Kirche mit glückverheißenden Vorzeichen. Im Schoße des Katholizismus selber trieb werktätige Nächstenliebe das Volk immer mehr an, dem Missionsbefehle

des göttlichen Meisters zu folgen. Doch über Nacht zerschlug das Gewitter die prächtig sprießende Saat des Missionsfeldes, der Weltkrieg hat die Weltmission zerstört.

Zuerst entzog der Krieg die ohnedies fargen Geldmittel, welche zu jeder großen Arbeit nötig. Missionsarbeit ist ja auch nichts anderes als ein Krieg, der Krieg gegen die Mächte der Finsternis, und zum Kriegsführen braucht man Geld, Geld und wieder Geld.

Dann ging es an die Missionäre. Tausende von Priestern, Brüdern und Mägden wurden in die Reihen der Vaterlandsverteidiger gestellt, andere wieder schleppte man in die Gefangenschaft. Die mühsam errichteten Pflegestätten wurden zerstört. Von allen, die gezwungen waren, den Ort ihrer Wirksamkeit zu verlassen, werden wenige mehr dorthin zurückkehren. Ihr jahrelanges Wirken, die mühevollen Arbeit war umsonst, denn neue Kräfte finden jetzt ganz andere Verhältnisse.

Das traurigste aber war die Verlegung des Krieges in die Kolonien. Die moralische Superiorität der weißen Rasse ging dadurch ganz verloren. Die christlichen Völker hetzten die heidnischen Stämme gegen die Kulturnationen und dadurch wurde die Hochachtung vor Europa, seinem Christentum und seiner Nächstenliebe aus den Herzen der Heiden weggeschwemmt. Das Schauspiel, wie sich die Herren der Kulturwelt gegenseitig zerfleischen, die Gelegenheit für den Heiden, den weißen Sahib und gar den Missionspriester im Auftrage seiner Rassegenossen gefangenzunehmen und mißhandeln zu dürfen, die Roheit und der gänzliche Mangel an Liebe, welche der Kolonialkrieg darboten, haben dem Neger gezeigt, daß es mit der europäischen Kultur, wenigstens bei jenen Nationen, welche den Kolonialkrieg verursachten, nicht allzu weit her ist. Wie wollen wir Weiße uns dem Neger, der

vom Weißen das Hassen gelernt hat, wieder Liebe predigen?

Nach dem bisher Gesagten können Sie, hochgeehrte Anwesende, mit Recht sagen, wir begreifen nicht, warum man uns für Dinge begeistern will, deren Erfolg aussichtslos ist. Dem ist aber nicht so, der Schein trügt.

Wir dürfen die hl. Sache der Glaubensverbreitung nicht verloren geben. Die Kirche, der Sauerteig der Welt, ist ja unvergänglich. Sie ist bestimmt, siegreich den Erdball zu durchdringen. Bei all dem Unglück, das der Krieg über die katholische Kirche verhängt hat, dürfen und wollen wir das felsenfeste Vertrauen nicht verlieren, daß nach der Vorsehung unabänderlichem Ratsschluß die Mission nicht untergehen kann. Die katholischen Missionen sind ebenso alt wie die Kirche selbst. Dieselben sind und bleiben eben, bedingt durch die göttliche Stiftung als das vornehmste Werk Christi, die Verbreitung seiner Lehre und Erhaltung der heiligen Kirche. Und die Kirche muß siegen, weil Christus siegen muß.

Gerade für uns Österreicher, die wir außer den Rahmen der Kolonialvölker gestellt sind, die wir also keinen Anteil am Kolonialkrieg hatten, ist jetzt der Augenblick gekommen, den Heidenvölkern den Beweis zu bringen, daß das wahre Christentum auch weiterhin besteht. Wie viel nützliche Arbeit eröffnet sich da uns, wie viele Fehler sind aber gutzumachen, um das Vertrauen wieder zu erringen. Aber auch politisch ist diese Arbeit nicht zu verwerfen. Mehr denn je müssen wir Freunde werben. Gelingt es uns, ganze Völker zu bekehren, so werden diese sicher treue Freunde sein. Es darf aber auch nicht übersehen werden, daß die Missionsarbeit auch eigene Vervollkommnung bringt. Die Missionsarbeit ist kein Raubbau am eigenen Herde, son-

dern ein Jungbrunnen neuen Glaubens. Sie ist keine Wohlthat auf Kosten der heimischen Seelsorge, sondern eine Zuführung neuer Kraftquellen inmitten des Glaube und Sitten gefährdenden Zeitgeistes.

Unsere erste Pflicht ist es mithin, den Missionsgeist und den Opfersinn in unseren Reihen lebendig zu erhalten. Das bisherige Wirken der Missionsarmee zeigte insbesondere uns Katholiken in der Heimat, daß wir selbst unter schwierigsten Verhältnissen auf Erfolg hoffen dürfen, wenn wir opferfreudig arbeiten. Die Kardinallehre der Missionsarbeit: „Bessere Zeiten nicht erst abwarten, sondern durch Arbeit dieselben herbeiführen,“ zeige uns auch hier den Weg zum Ziel.

Mit besonderer Freude begrüße ich den neuen Zug, der in die Missionsvereinstätigkeit eingedrungen, nämlich das Interesse für alle Zweige der Mission.

Bisher war der Begriff Mission engverbunden mit dem Negerknaben, der Neger allein und mit ihm Afrika bildete das Symbol der Mission.

Verehrte Anwesende! Es gibt heute noch unter den rund 1600 Millionen Bewohnern der Erde zirka 1000 Millionen Heiden, von denen nur zirka 120 Millionen auf Afrika entfallen. Das Gros beherbergt China und Indien, zirka 700 Millionen. Es ist daher auch nicht zu wundern, daß dorthin sich das Interesse der Missionen wendet.

Bei uns in Osterreich begann die Missionsarbeit vor nicht ganz 100 Jahren und heute finden wir unsere Missionäre verteilt auf der ganzen Welt.

Die Missionäre vom heiligsten Herzen Jesu, vom göttlichen Worte, der St. Josefs-Missionsgesellschaft, von der Gesellschaft Jesu, der Kongregation der Oblaten vom hl. Franz von Sales, der Salvatorianer, der Gesellschaft der Salesianer und der Pal-

lotiner, der Kapuziner, Franziskaner, Carmeliten und vieler anderer Orden und die zahlreichen in Osterreich ansässigen Klosterfrauen, welche als Missionschwestern so segensreich wirken, finden wir in Japan, China, Ozeanien, Nord- und Südamerika, Ost- und Westafrika, auf den Philippinen und den Sundainseln in Belgisch-Kongo und Albanien, in Bosnien und der Herzegowina, und leider werden wir, wenn es so weiter geht, eventuell auch bald sagen müssen in Osterreich. Trotz alledem galt bisher das Hauptinteresse nur Bosnien und Afrika. Wo bleibt da die Gerechtigkeit, wo bleibt da der christliche Sinn?

Dies soll und wird nun anders werden. Nicht kleinlich wollen wir mehr nach einer Seite helfen. Schwarz, rot, gelb sind die deutschen Farben, der schwarzen, roten und gelben Rasse gilt unser Hilfswerk. Diese Worte von mir sollen das bisherige Wirken nicht kritisieren, sie sollen nur das richtige Verständnis für die Missionsarbeit erwecken. Die in Linz so glänzend arbeitende St. Petrus Claver-Sodalität hat sich um die Missionen unvergänglichen Verdienst erworben, ihr bleiben wir, die wir ihr angehören, auch fernerhin treu. Doch ruft man uns zur Mitarbeit an anderen Sektionen, so dürfen wir uns deswegen nicht ablehnend verhalten.

Und nun noch einiges über die materielle Seite.

Der Opfergeist für das Werk der Verbreitung unseres hl. Glaubens muß in das tägliche Leben Einkehr halten. Ein jeder muß sein Scherflein zur Sache beitragen, denn die Not der Bannerträger Christi draußen auf dem Arbeitsfelde ist sehr groß.

Ich will dem hochwürdigen Herrn Festredner nicht vorgreifen, er wird sicher an Sie, hochverehrte Anwesende, herantreten und von Ihnen die Unterstützung dieser edlen Sache erbitten durch Ihr Gebet.

Auch mich drängt es, Sie um das gleiche zu bitten, doch spreche ich dies Wort, wie einst P. Boißl anders aus, ich erbitte mir von Ihnen ein Gebet.

Dr. Leo Mergentheim fand in seiner Rede, die er im Jahre 1916 in Köln aus gleichem Anlasse hielt, so gute Worte zu diesem Thema, daß ich nicht umhin kann, dieselben für meine Zwecke zu entlehnen.

Als der Krieg noch im Gange war und man an uns, auf unseren Patriotismus pochend, herantrat, da zeichnete jeder von uns Kriegsanleihe. Es gehörte dies gewissermaßen zum guten Ton, man versprach uns ja auch das Geld zu fünf und mehr Prozenten zu verzinsen. Diejenigen, die uns das versprochen, haben heute nicht mehr die Macht in Händen, der Staat, dem wir das Geld geliehen, hat aufgehört zu bestehen.

Die Missionsarbeit ist auch eine Kriegsanleihe. Sie ist eine Kriegsanleihe bei unserem Herrgott, dessen Reich und Thron aber ewig bestehen. Dies Geld braucht Christus zum Kampfe gegen die Mächte der Finsternis. Gott zahlt für seine Kriegsleihe noch bessere Zinsen als alle Kaiser uns versprochen. „Hundertfach wirst du es

zurückhalten und noch dazu das ewige Leben besitzen, so lesen wir in der heiligen Schrift.“ Jeder von uns, die wir an Gotteslohn glauben, wird daher im Missionsopfer eine gute Gelddanlage erblicken und gerne bereit sein, beizusteuern, so viel er kann.

Und sollte unter Ihnen, hochverehrte Anwesende, jemand sein, der im Kriege besondere Schätze erwarb, so zahle er auf diesem Wege dem Herrgott seine Kriegsgewinnsteuer.

Zum Schlusse, hochgeehrte Damen und Herren, bitte ich Sie, diese Versammlung mit der Überzeugung zu verlassen, daß die katholische Mission wohl schwer getroffen, aber nicht vernichtet ist.

Wir wollen zunächst am inneren Aufbau der Mission mithelfen. Wir wollen in beständigem Gebete Gottes Segen auf dieses heilige Werk herabfließen, denn das Gebet ist ja der Missionsbeitrag, von dem sich keiner ausschließen kann und darf. Wir wollen alle Kräfte einsetzen, um eine mit neuen Mitteln und vielen Streitern ausgerüstete Armee Jesu zu schaffen, damit in alle ferne Lande, bis ins tiefste Dunkel der Heidenwelt hineinklinge der heilige Ruf: Gelobt sei Jesus Christus in alle Ewigkeit.

Der Missionskurs für Sprachwissenschaft und Völkerkunde in St. Gabriel (16. Mai bis 26. Juni 1920).

Von P. Daniel Kauczor F. S. C.

Den zahlreichen Missionären, die infolge des Krieges von ihrem Arbeitsfelde verbannt wurden und in der Heimat weilen, ist reichlich Gelegenheit geboten worden zur weiteren Ausbildung in ihrem Berufe: Durch den Düsseldorfer Missionskurs (7.—14. Oktober 1919), durch den Kurs für Missionspraktiker zu Münster (im Wintersemester 1920) und durch den obgenannten Kurs in St. Gabriel.

Dieser hatte vor allem einem praktischen Zweck, nämlich den Missionären eine Anleitung zu bieten, um die Hauptschwierigkeiten bei ihrer Wirksamkeit besser überwinden zu können.

Die größte Schwierigkeit, die oft imstande ist, auch den Eifrigsten zu entmutigen, liegt in der fremden Sprache. Wer noch an das Märchen von der Armut und Einfachheit der Sprachen der Naturvölker glaubt, der nehme nur die Grammatik oder das Wörterbuch einer solchen schon erforschten Sprache zur Hand und er wird sich vom Gegenteil überzeugen. Dabei besitzen diese Sprachen Laute, deren Nachbildung eine gute Beobachtungsgabe und viele Übung erfordert. Diese Sprachen vollkommen zu beherrschen muß der Glaubensbote als seine erste Pflicht ansehen. Das verlangt schon

die Ehrfurcht vor dem Worte Gottes, dann aber auch die Rücksicht gegen das Volk, dem es verkündet wird. Sind doch die Naturvölker, wie die Erfahrung lehrt, viel empfindlicher für schlechte Aussprache und Verstöße gegen die Sprachgesetze als wir, die wir es gewiß nicht lange aushalten würden, wenn uns ein fremder Priester in schlechtem Deutsch die heilige Lehre darbieten wollte. Dieser Schwierigkeit wird nun der Missionär gewiß durch unverdrossene Arbeit bis zu einem gewissen Grade Herr werden. Mit Dank aber wird er jede Hilfe annehmen, wodurch er schneller zum Ziele gelangt. Die wirksamste Hilfe zur Erlernung einer noch unerforschten und ungeschriebenen Sprache besteht darin, daß man über die Laut- und Sprachgesetze verwandter und verschiedener Sprachen unterrichtet wird. Denn erst durch Vergleichung der Ähnlichkeiten und Gegenüberstellung der Verschiedenheiten kann man vollkommen in den Bau und Geist einer Sprache eindringen. Danach waren die linguistischen Vorträge in St. Gabriel eingerichtet. P. Dr. Schmidt hielt die Vorträge über die Sprachlaute und ihre Darstellung, Dr. A. Drexel behandelte die afrikanischen Sprachen in ihren Eigenümlichkeiten und gemeinsamen Erscheinungen und P. Dr. Nekes die afrikanischen Ton-sprachen. Es wurden noch andere Sprachgebiete, aber mehr zusammenhängend, behandelt, so daß die Missionäre von Afrika den Löwenanteil von den sprachwissenschaftlichen Vorträgen erhielten.

Die Vorträge über Völkerkunde hatten den Zweck, den Missionären eine weitere Schwierigkeit im seelsorglichen Wirken unter den Naturvölkern überwinden zu helfen, die in der diesen Völkern eigenen, uns aber so fremden Denk-, Anschauungs- und Lebensweise besteht. Schon bei uns daheim kann man häufig die Beobachtung machen, wie die Leute in verschiedenen Gegenden ihre Eigenheiten haben und wie der Seelsorger in Gefahr ist, seinem Volke ein Fremder zu bleiben, wenn er nicht imstande ist, dessen Eigenheit zu begreifen

und sich danach zu richten. Die gleiche Gefahr, aber ungleich größer, besteht für den Missionär. Man glaube ja nicht, daß die Naturvölker ihre Lebensweise und ihre Sitten leicht preisgeben! Sie gestatten dem Fremden nicht einmal einen Einblick in dieses ihr Nationaleigentum. Nun gibt es zwar eine reiche Literatur über Völkerkunde. Dem Missionär nützt sie, indem sie ihm wenigstens den Blick für eine genaue Beobachtung schärft. Aber was dort an Erklärung der fremden Sitten geboten wird, ist immer die alte Geschichte von der Entwicklung der Menschheit aus dem „Sumpf“ der Urzeit zur Hochkultur der Neuzeit. Erst in neuerer Zeit haben hervorragende Ethnologen diese aprioristisch-evolutionistische Methode aufgegeben und den historischen Weg eingeschlagen. Die bahnbrechenden Ergebnisse dieser Forschung wurden nun in zahlreichen Vorträgen von P. Dr. Schmidt und P. Dr. Koppers den Kursteilnehmern vermittelt.

Es ist klar, daß diese Vorträge geeignet waren, die Missionäre auch zu wissenschaftlicher Arbeit zu befähigen. Pioniere der Wissenschaft waren die Missionäre zwar von jeher. Aber in sprachlicher Hinsicht hatten sie sich zu sehr an die alte lateinische und griechische Grammatik gehalten und ihre völkerkundlichen Beiträge ließen oft gerade das Wichtigste und Wesentliche vermissen, so daß die Forscher dahim oft nicht imstande waren, deren Arbeiten nutzbar zu verwerten. Die Kursvorträge nun haben ihnen die Richtlinien zu fruchtbringender Forschung gegeben.

Viel Nutzen brachten auch zahlreiche anderweitige Vorträge, die hier nur angedeutet seien, nämlich von dem Astronomen P. Reichgauer, von dem Kartographen P. Streit, vom Meister der Katechetik Herrn S. Pichler und von mehreren Missionären.

Mit warmem Dank schieden die Teilnehmer des Kurses von dem gastlichen Haus und zugleich mit dem Bewußtsein, viel Neues und Nützliches in St. Gabriel gelernt zu haben.



Der hl. Josef in dem Leben Christi und der Kirche von **Moriz Meschler** S. J. Mit 8 Bildern nach J. Schraubolph. Fünfte und sechste Auflage. 8° (XII u. 160 S.) Freiburg i. Br. 1919, Herdersche Verlagshandlung. Kart. Mk. 5/60 (dazu die im Buchhandel üblichen Zuschläge).

Das Leben des hl. Josef ist stets eine Lieblingslesung des katholischen Volkes. Ein bescheidener Beweis dieser Tatsache ist vorliegendes Büchlein, das in kürzester Zeit bereits die fünfte und sechste Auflage erlebt. Der hl. Josef ist wirklich und in weit höherem Sinne als sein Vorbild, der ägyptische Josef, ein „Sohn des Gedeihens und des Wachstums“. Der göttliche Heiland ist mit königlicher Dankbarkeit bemüht, das Reich der Verehrung seines lieben Nährvaters in der Kirche mehr und mehr auszubreiten. Es ist ein wahrhaft göttlicher Geist, der in der Zunahme der Andacht zum Heiligen wirkt. Zudem ist das Leben des Heiligen so anziehend, so praktisch und zeitgemäß, daß es keinen Stand und keine Lebenslage gibt, die in dem hl. Josef nicht ein erhebendes Vorbild und einen mächtigen Helfer findet. Das Büchlein schildert im ersten Teil das wirkliche Leben des Heiligen nach dem Evangelium, und im zweiten Teil sein Nachleben in der Kirche, einerseits durch die Verehrung der Gläubigen gegen den hl. Josef und andererseits dessen segensvolle Wirkungen auf das Leben seiner Verehrer. Die kunstreiche und anziehende Sprache des Verfassers hat nicht wenig zur Verbreitung des Büchleins beigetragen. Niemand wird das Wertchen ohne Lust und Nutzen lesen.

Emmy Giehl (Tante Emmy). Ihr Leben, Leiden, Lieben erzählt von **Maria Müller.** (Gehört zur Sammlung „Frauenbilder“.) Mit 8 Bildern. Zweite und dritte Auflage. 8° (VIII u. 168 S.) Freiburg i. Br. 1919, Herdersche Verlagshandlung. Mk. 3/80; Kart. Mk. 4/80.

Es ist ein gutes Zeichen, daß Maria Müllers „Emmy Giehl“ nach kurzer Zeit bereits in zweiter und dritter Auflage erscheinen konnte, ein gutes Zeichen für beide, für Emmy Giehl und für Maria Müller.

Auch unter denen, die sie nie gesehen, aber ihre zahlreichen Kinder- und Volksschriften, Lebensbücher und Gedichte gelesen, hat Emmy Giehl zahllose Freunde, die sie nie vergessen, sondern allezeit als eine Freudenbringerin und Segenspenderin ihres Lebens ehren und lieben werden. Noch unvergeßlicher freilich wird Tante Emmy denen sein, die ihr im Leben nahestehen und den Eindruck

und Einfluß der edlen Dulderin an sich erfahren durften; es gibt nichts Stärkeres und Schöneres als das Leben eines guten Menschen, dem es das Geschick erlaubt oder gebietet, nicht in einem Titel oder einer Tätigkeit aufzugehen, sondern so ganz und gar Mensch, und sei es auch nur ein leidender Mensch zu sein. Ja eigentlich ist gerade der leidende Mensch, der Dulder, von jeher das größte und höchste Schauspiel dieser Erde gewesen. Maria Müller nun hat es trefflich verstanden, Emmy Giehls Leben lebendig zu schildern und ihr Bild sowohl denen, die die edle Frau gekannt, wie auch jenen, die sie nicht gekannt, klar und leuchtend vor Augen zu stellen. Verständnis- und liebevoll geht sie der äußeren und inneren Geschichte ihrer Heldin nach, fördert aus eigenen und fremden Erinnerungen sowie aus der literarischen und brieflichen Hinterlassenschaft Tante Emmys eine Menge schöner Züge und Einzelheiten zu Tage, gliedert ihr Buch und ihren Stoff mit feinem Verständnis und schreibt eine warme, lebensvolle Sprache. Alles in allem; ein Buch, das nach Form und Inhalt wert ist, im Besitze recht vieler, besonders vieler Frauen und vieler Kranken zu sein — und noch manch weitere Auflage zu erleben.

Die Illustrierte Frauenzeitschrift „Elisabeth-Blatt“, die einzig illustrierte Monatschrift für die christliche Frauenwelt Oesterreichs, tritt jetzt in den 15. Jahrgang (Verlag Presseverein Vinz, jährlich 6 K.). Die Zeitschrift, die durch ihre Gebiegenheit und Reichhaltigkeit sich schon einen Leserkreis von 25.000 Abonnentinnen erworben hat, erfüllt auch in der jetzigen Zeit trotz der schwierigen Verhältnisse ihre Aufgabe, den Frauen und Müttern in allen wichtigen Fragen der Erziehung, Charakterbildung und den hundertertei praktischen Fragen des Hauswesens als beratende und fördernde Freundin zur Seite zu stehen. Aus dem reichen Inhalt des ersten Heftes heben wir hervor: Den Aufsatz über verfrühte Erziehung von P. S., Biblische Frauengestalten (Eba), von S. Waagen, Wie kann der einzelne das Lebensmittelkeld lindern? vom ärztlichen Mitarbeiter Dr. Mayr, Etwas über Sparsamkeit von J. B., die Lebensskizze der Künstlerin Anna M. v. Der von Elsa Engländer, mehrere hübsche Erzählungen: Von unseren ewigen Bergen von E. Engländer, Das Märchen von der Perle von Eise Bersch, Feuchte Wohnungen, Ersatz für Wärmeflaschen, den reich illustrierten Modes- und Handarbeitsteil, Wäschezeitung, für Küche und Keller, Gedichte,

Weltrundschau für die Frauen etc. Probehefte erhältlich vom Verlag Presbverein Linz a. D.

Weit wie die Welt dehnt sich das Feld der bewährten Familienzeitschrift „**Die katholischen Missionen**“. Sie berichtet nicht bloß fortlaufend über die Glaubensförderung bei allen Völkern, sondern führt auch anziehende völkische Sitten-schilderungen, Sagen und vielerlei Merkwürdigkeiten aus den Fremdländern überhaupt dem Leser vor Augen. Die Missionäre aller Orden und Kongregationen reden in diesen Spalten und zeigen so auf herrliche Weise, wie weitumfassend das katholische Missionswerk ist. Zahlreiche Bilder begleiten den Text. Papst Benedikt XV. hat die Zeitschrift warmer Empfehlung und besondern Lobes gewürdigt. Verlag von Herder zu Freiburg i. Br. Preis Mk. 6.— jährlich. Durch die Post und den Buchhandel zu beziehen.

Wiedereröffnung des internationalen Probehauses der St. Petrus-Claver-Sodalität in Rom. Am 8. November ist die General-leiterin der St. Petrus-Claver-Sodalität nach fünfjähriger Abwesenheit mit einer Anzahl Sodalinnen in die Ewige Stadt zurückgekehrt. Wenngleich das Haus in Rom, via dell'Ormata 16, während der Kriegsjahre gedöhnet blieb und daselbst die Missionsgeschäfte durch Mitglieder italienischer und polnischer Nationalität weitergeführt wurden (mit einer jährlichen Durchschnittseinnahme von 50.000 Lire Missionsalmosen), so ist zu hoffen, daß durch die General-leiterin frisches Leben in den Zentralitz kommt und daß die Werbetätigkeit der Sodalität in Italien nun neu ausblühen wird. Seit ihrer Rückkehr ist auch das Probehaus der Sodalität für interne und externe Mitglieder der

Sodalität wieder eröffnet worden. Daselbst finden Fräulein aus allen Nationalitäten, die ihr Leben in den Hilfsmissionsdienst der Sodalität stellen möchten, Gelegenheit, diesen ihren Beruf zu prüfen und geprüft zu werden. Informationen und Aufnahmegesuche richtet man an die Adresse der General-leiterin Gräfin Maria Theresia Ledóchowska, Rom, via dell'Ormata 16.

Familienweihe an das heiligste Herz Jesu nebst liturgisch geformter Hausandacht. Mit einer Einführung herausgegeben von **Sebastian v. Der O. S. B.** Zweite, erweiterte Auflage (6.—10. Tausend) fl. 12^o (VIII u. 106 S.) Freiburg i. Br., 1919. Herdersche Verlagshandlung. Mk. 1.50

Eine gründliche Darstellung der Familienweihe ans heiligste Herz Jesu, über die in manchen Kreisen immer noch Unklarheit herrscht. Der Verfasser gibt eine Einführung (mit genauerem Quelleneweis) in Wesen und Wert dieser Uebung und zeigt sie als ganz naturgemäßen Ausfluß echter Herz-Jesu-Verehrung. Einen Hauptteil des Büchleins bildet die praktische Anleitung zur fruchtbareren Betätigung der Familienweihe, nicht nur in einmaliger Vornahme des Weiheaktes, sondern in stetem Festhalten an dieser Uebung. Diesem Zwecke dient eine für Wechselgeber angelegte Abendweihe für jeden Tag der Woche, ebenso einunddreißig Bekehrstücke über diesen Gegenstand, dann eine treffliche Auswahl passender Gebete, unter denen verschiedene kirchliche Hymnen (in deutscher Uebersetzung), sowie die Tagzeitengebete zu Ehren des heiligsten Herzens (von der hl. Gertrud) besonders hervorzuheben sind. Das praktische Werkchen ist recht geeignet, die Familienweihe ans Herz Jesu zu dem zu machen, was sie sein will: eine reiche Segensquelle für alle, die sie recht üben.



Gebrauchte Briefmarken

und **Markensammlungen** werden mit herzlichem „Vergelt's Gott!“ von der Verwaltung des Missionshauses in **Milland bei Brigen** entgegengenommen.

Den Abonnenten der Studentenkreise wird außergewöhnliche Preisermäßigung gewährt